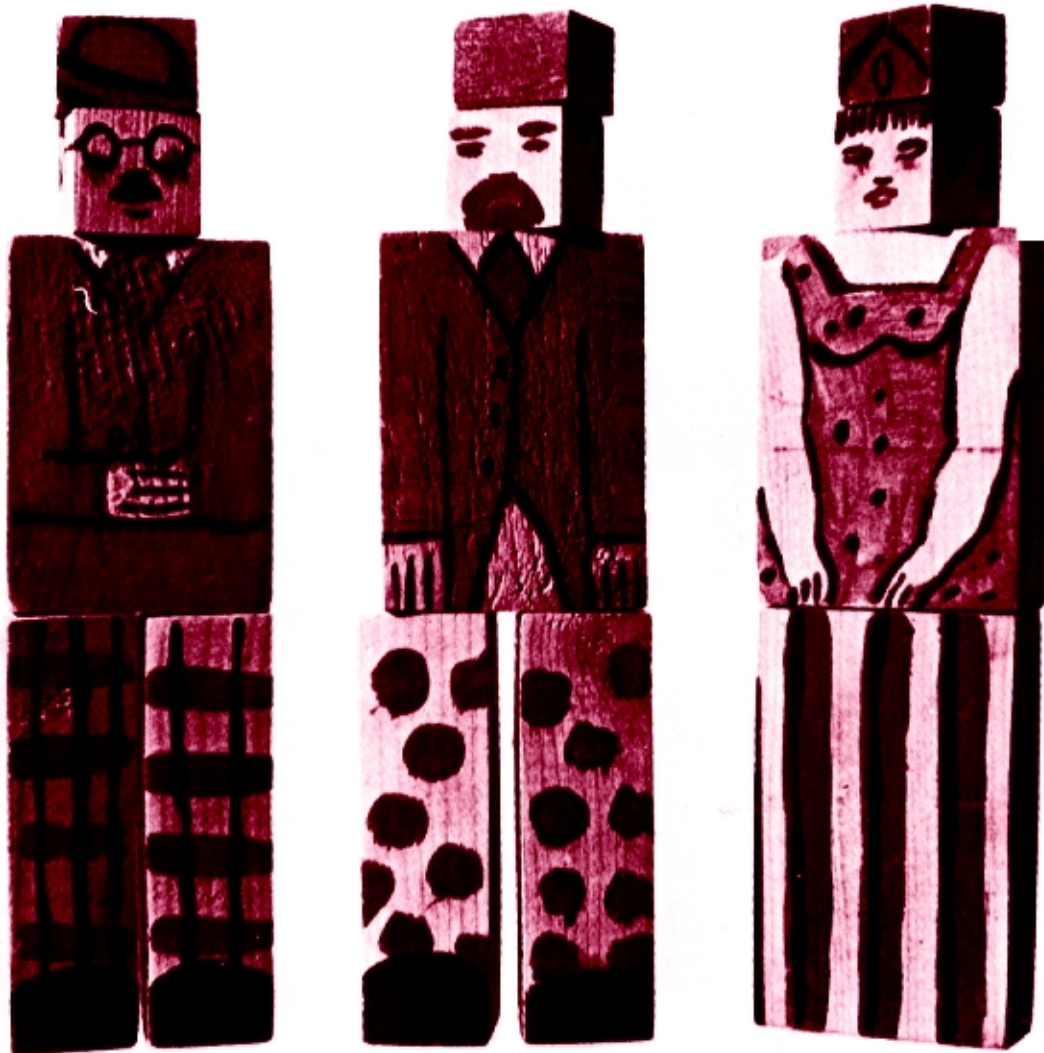


# ila

Zeitschrift der Informationsstelle  
Lateinamerika DM 8,00

210 Nov. 97



# Studieren in Lateinamerika

Z 3694 E

# INHALT

## STUDIERN IN LATEINAMERIKA

- 4 *Bettina Reis*  
Ein Mittelding wäre ideal  
Erfahrungen einer Studentin mit dem kolumbianischen Hochschulwesen
- 6 *Manuel Breuer*  
Mein Auslandssemester in Fortaleza  
Als deutscher Student in Brasilien
- 8 *Britt Diegner*  
Mein Auslandssemester in Arequipa  
Eine deutsche Studentin in Peru
- 10 *Katharina Koufen*  
Effizienz, Flexibilität, Individualismus  
Chile: Bildung im Zeitalter des Neoliberalismus
- 11 *Claudia Sigel*  
Heißer Herbst in Chile  
StudentInnenprotest gegen Privatisierung, hohe Studiengebühren und schlechte Studienbedingungen
- 13 *Claus J. Tully/Pedro Krottsch*  
Argentinien: Schlechte Aussichten auf gute Jobs
- 15 *Otmar Meyer*  
Wozu sollen Arme etwas lernen?  
Alemáns Bildungspolitik stößt auf den Widerstand der StudentInnen in Nicaragua
- 16 *Swantje Heinemeier*  
Studieren im Mythos  
Trotz relativ guter Studienbedingungen sind die StudentInnen in Cuba frustriert
- 18 *Britt Weyde*  
In Zukunft wird gezahlt  
Interview mit einer mexicanischen Studentin über Universitätsalltag an der UNAM
- 19 *Alex Bruck*  
Porrismo  
PRI-nahe „schlagende Verbindungen“ terrorisieren oppositionelle Schüler- und StudentInnen
- 21 *Paco Ignacio Taibo II*  
1968  
Die ersten Tage der mexicanischen Studentenbewegung
- 24 *Gert Eisenbürger*  
Zweierlei Helden  
Paco Ignacio Taibos literarische Verarbeitung von 1968
- 25 *Julio Mendivil*  
Sind sie quadratisch oder doch eher rund...?  
Verhaltenstips für lateinamerikanische Studenten in Köln
- 27 *Victor R. Castro*  
Zurückgekehrt und doch nicht angekommen  
Bekenntnisse eines heimatlosen Gesellen
- 30 *Alexander Bühler/Britt Weyde*  
Wir fördern keine „Eintagsfliegen“  
Interview mit Arnold Spitta vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD)
- 31 *Britt Diegner*  
Studienaufenthalte in Lateinamerika  
Wie kommt StudentIn hin? Wer finanziert sowas?

## BERICHTE & HINTERGRÜNDE

- 32 *Gaby Küppers*  
Nachhaltige Lösungen gesucht  
Interview mit Cuauhtémoc Cárdenas, dem neuen Bürgermeister von Mexico-Stadt
- 34 *F.P. Heller*  
Was geschah mit den „Verschwundenen“ Chiles?  
Colonia Dignidad: Die Angehörigen fordern die Wahrheit
- 36 *Otmar Meyer*  
Nicaragua: Liberale Steuerreform  
Alemáns Kampf gegen Kleinbauern und Kooperativen
- 38 *Wolfgang Bronclik*  
Schwarze Zauberer oder unzuverlässige Gesellen  
Latinos in der Fußball-Bundesliga und die Medien

## LEBENSWEGE

- 40 *Gert Eisenbürger*  
Ich habe es trotzdem überlebt  
Interview mit der tschechischen Schriftstellerin Lenka Reinerová
- 47 *Gert Eisenbürger*  
Mehr als Erinnerungen  
Die Erzählungen von Lenka Reinerová

## KULTURSZENE

- 49 *Anna Seghers-Preis '97*  
49 *Ruth Radvanyi*  
In Erinnerung an ihre Exiljahre in Mexico  
Ein Preis und seine Geschichte
- 50 *Erna Pfeiffer*  
Erzählerin mit Tarnkappe  
Portrait der diesjährigen Anna Seghers-Preisträgerin Carmen Boulosa
- 52 *Tochter ihrer Stadt*  
Carmen Boulosa im Gespräch mit David Hernández

## LÄNDERNACHRICHTEN/POONAL

- 54 Nicaragua, Costa Rica, Kolumbien, Guyana, Peru, Venezuela, Honduras, Argentinien, Ecuador, Mexico

## SOLIDARITÄTSBEWEGUNG

- 58 *Gernot Wirth*  
Auswertung der ila-Fragebogenaktion
- 60 *Bettina Burkert*  
Bananen, ein Multi und das WTO-Urteil  
Aktionswoche für eine sozial- und umweltverträgliche Reform der EU-Marktordnung
- 61 *LeserInnenbriefe*
- 62 *Notizen aus der Bewegung*
- 63 *Termine, Zeitschriftenschau, Impressum*

Titelbild: Holzplastiken des uruguayischen Malers und Bildhauers Joaquín Torres García (1919)



Warum begeben sich Studierende ins Ausland, um sich ein oder gar mehrere Semester lang in einer fremden Sprache im Wissenschaftsbetrieb zu tummeln? Ist es Abenteuerlust, das Streben nach Zusatzqualifikationen, Engagement für das Studienfach oder nur der schnöde Gedanke, auf diese Art und Weise Kohle abzuzocken, um schließlich einen verlängerten Urlaub machen zu können? Wenn sich die ausgewählte Universität in der lateinamerikanischen Hemisphäre befindet, denken einige vielleicht an einen relaxten Aufenthalt zwischen Cocktails, Strand und ab und zu mal Hörsaal. Doch weit gefehlt, so einfach ist das alles gar nicht. Ein Pauschalurlaub wäre dann doch einfacher und streckenweise auch billiger zu haben. Die Förderungsmaßnahmen halten sich nämlich in Grenzen, besonders seitdem die PolitikerInnen des Standortes Deutschland entdeckt haben, daß die Expansionsgelüste der deutschen Wirtschaft viel leichter in nächster Nähe befriedigt werden können: Wurde in den achtziger Jahren noch auf die teilweise aufstrebenden Märkte Lateinamerikas gesetzt und wurden dementsprechende Austauschprogramme und Studiengänge gefördert (der Studiengang „Regionalwissenschaften Lateinamerika“ der Universität zu Köln ist nicht umsonst Produkt einer Klüngerlei zwischen einem Romanistik-Professor und einem Vertreter des BAYER-Konzerns), haben spätestens seit der Wiedervereinigung die Fördermittel für Osteuropa die Gelder für Lateinamerika verdrängt. Die Organisation eines Studienaufenthaltes kostet folglich Nerven, Zeit und Geld, denn Bürokratie scheint eine globale Tugend zu sein. Wer also diese Hürden auf sich nimmt, muß ein ernsthaftes Interesse für Land und Studienfach mitbringen, um den Schritt nach drüben zu wagen. Oftmals wird den aufstrebenden JungakademikerInnen auch ein gehöriges Improvisationstalent abverlangt; die Details sind in unseren Erfahrungsberichten nachzulesen. Wie bei jedem Schwerpunkt haben wir uns auch in dieser Ausgabe darum bemüht, den Blick von „drüben“ nach hier nicht zu vernachlässigen, denn die Annahme, daß dort alles viel schwieriger und hier alles viel besser ist bzw. umgekehrt,

hat schon immer zu den verabscheuungswürdigsten Platitüden gehört...

In der peruanischen Universität zu Arequipa mögen einem vielleicht verbitterte Literaturprofessoren die Tür zuhalten, wenn man zu spät kommt, dafür kann man an der Uni Köln von selbsternannten Lateinamerika-FreundInnen verfolgt werden – wir wagen nicht zu beurteilen, welche Paranoia einem das universitäre Leben schwerer machen kann!

Was sich in deutschen Landen erst in den letzten Jahren abzeichnet, namentlich der Abschied vom Wohlfahrtsstaat und der damit einhergehende Verdrängungsprozeß vom Bildungsideal humboldtscher Prägung und der Prämisse „Bildung für alle“ hin zur Leistungsphilosophie für das Unternehmen Universität, ist in einigen Ländern Lateinamerikas schon längere Zeit Normalzustand. Der vielbeschwo-rene Feind aller Linken, der Neoliberalismus, lauert überall auf die bestmögliche und effizienteste Verwertung des Humankapitals. So verwundert es auch nicht, daß die Weltbank weltweit mehr BildungsexpertInnen beschäftigt als die Unesco.

Und was geht das alles unsere verehrten *ila*-LeserInnen an? Hat doch die Auswertung unserer Umfrage ergeben, daß das durchschnittliche Alter unserer Leserschaft bei sage und schreibe 37 Jahren liegt, und wer studiert in dem Alter noch! Da die Spezies der LangzeitstudentInnen immer seltener wird und das auch werden soll – Studiengebühren, verkürzte Regelstudienzeiten und Bafög-Streichungen sei Dank –, hoffen wir, daß dieser Schwerpunkt ganz im Sinne Humboldts unsere vielseitig interessierte LeserInnenschaft trotz anderer Lebensrealitäten dennoch anspricht und/oder Erinnerungen an vergangene Campus-Zeiten wiederaufleben läßt – unser LeserInnenprofil zeugt nämlich auch von einem recht hohen Akademisierungsgrad.

Und für die potentiellen abenteuerlustigen KosmopolitInnen, die junge geistige Elite oder die studentischen SchnorrerInnen mag die Lektüre unseres Schwerpunkts vielleicht Anreiz sein, den Schritt über den Atlantik zu wagen, denn bereut hat es bisher noch niemand, und im Reisen steckt immer noch ein wenig die Sehnsucht nach einer besseren Welt...



Lernfabrik in Bogotá

# Ein Mittelding wäre ideal

## Erfahrungen einer Studentin mit dem kolumbianischen Hochschulwesen

Die Zahl der UniversitätsabsolventInnen nimmt in Kolumbien seit den 40er Jahren ständig zu.

Gegenwärtig absolvieren bereits ca. 13% jedes Altersjahrgangs ein Studium. Neben den 17 staatlichen Hochschulen existieren viele private akademische Institute, deren Zahl zwischen 1975 und 1990 von 65 auf beachtliche 156 gestiegen ist. „Kolumbien kommt die zweifelhafte Ehre zu, auf der Welt eines der Länder mit der größten Anzahl von Privatinstitutionen mit Hochschulrang zu sein“, meint polemisch der kolumbianische Bildungs- und Sozialforscher Miguel Urrutia. Die Qualität der akademischen Ausbildung ist an den kolumbianischen Hochschulen nur bedingt garantiert: Nur ca. ein Drittel der Lehrenden verfügt über einen Postgraduiertenabschluß. Zudem unterrichten viele in Bildungsgängen, für die sie nicht ausgebildet wurden. – Im folgenden Interview plaudert Jimena Mejía „aus dem Nähkästchen“ und gibt Auskunft über das kolumbianische Hochschulsystem und ihre Erfahrungen als Studentin an einer Privatuniversität.

**J**imena, du hast den größten Teil deiner Kindheit und Jugend in Deutschland verbracht.<sup>1</sup> Nach dem Abi warst du zwei Semester an einer deutschen Uni. Danach hast du dich entschlossen, in Kolumbien zu studieren. Warum?

Meine Entscheidung, in Kolumbien zu studieren, hatte nicht nur mit dem Studium zu tun. Meine Eltern sind Kolumbianer, ich selbst bin in Kolumbien geboren und habe hier die ersten Jahre meines Lebens verbracht. Nach vierzehn Jahren in der Bundesrepublik habe ich aber gedacht, daß mein Zuhause Deutschland ist und daß ich selbst Deutsche bin. Nach dem Abitur mußte ich mich für einen Studiengang und eine Uni entscheiden. Beides stellte sich als schwerer heraus, als ich es mir vorgestellt hatte. An einer Uni fern von meinem Zuhause an der Nordseeküste wurde mir bewußt, daß mein „Deutschsein“ und das Sich-Zuhause-Fühlen sehr von meinen Freunden und Freundinnen und meiner Nordseeküste abhängen. Leider mußte ich dann feststellen, daß meine FreundInnen mittlerweile in der ganzen Republik verstreut waren und daß die Perspektiven der Region Ostfriesland nicht gerade die rosigsten sind.

In meiner Unzufriedenheit mit mir selber und der Uni lernte ich dann andere LateinamerikanerInnen kennen, die in mir den Teil meiner Kultur ans Licht holten, den ich eigentlich gar nicht so wichtig gefunden hatte: das Lateinamerikanische in mir. Nach langem Hin- und Herüberlegen entschloß ich mich dann, das Land kennenlernen zu wollen, aus dem ich eigentlich komme. Deshalb entschied ich mich, in Kolumbien zu studieren.

*Du studierst in Kolumbien an einer privaten Uni. Warum bist du nicht an eine öffentliche Uni gegangen, die National-Universität zum Beispiel?*

Als ich hier ankam, habe ich mir die verschiedenen Unis angeschaut. Hier gibt es so etwas wie eine staatliche Prüfung, mittels derer die Studienbefähigung bescheinigt werden soll. (Persönlich glaube ich aber, daß bei dieser Prüfung lediglich die Fähigkeit ermittelt wird, unter großem Druck auswendig Gelerntes wiederzugeben...) An der öffentlichen Uni gibt es ein anderes Auswahlverfahren. Zu diesem Zeitpunkt war es für mich fast unmöglich, da durchzukommen. Ich hatte fast keine Landeskenntnisse, und mein Spanisch reichte gerade für den Alltag aus. An einigen der Privatunis gab man mir die Möglichkeit, die staatliche Prüfung später abzulegen. Für mich schien das zu dem Zeitpunkt die beste Lösung zu sein. Deshalb habe ich mich an einer privaten Uni eingeschrieben.

*Kolumbien ist wohl das Land mit den meisten privaten Unis in Lateinamerika. Wer studiert eigentlich an den privaten Unis, nur die Reichen oder auch der Mittelstand? Gibt's auch Privatunis für die Kinder von armen Leuten? Was muß man/frau dafür blechen?*

Es gibt hier in Kolumbien so viele private Unis, daß ich mich nicht traue, sie alle über einen Kamm zu scheren. Es gibt Privatunis für alle sozialen Schichten. Die einen sind billiger, die anderen teurer, ohne daß das zuverlässig etwas über ihre Qualität aussagt. Wer an diesen Unis studiert, hängt davon ab, was sie durchschnittlich kosten. Heutzutage kann ein Semester an einer der großen privaten Universitäten umgerechnet zwischen 1400 und 2000 DM pro Semester kosten. Studieren an einer privaten Uni ist deshalb ein Luxus. Je schwieriger aber die Arbeitssituation ist, desto wichtiger wird ein Abschluß oder ein Diplom von einer renommierten Uni, und um so teurer wird deshalb die Bildung.

*Wie ist an deiner Uni der Lehrbetrieb organisiert? Kannst du ein bißchen erzählen, wie der Uni-Alltag aussieht?*

Der Uni-Alltag ist sehr unterschiedlich, das hängt davon ab, wie die jeweilige Uni organisiert ist. Generell hat man ein gewisses Pensum zu erfüllen, das normalerweise nicht viel Freiraum gibt, um Wahlfächer zu belegen. Man/frau kann zwar Fächer abwählen und andere dazuwählen, aber die Zeit dafür reicht oft nicht. Außerdem werden die Wahlfächer selten in den Notendurchschnitt einbezogen, so daß die Motivation, sie zu belegen, häufig zu Boden geht. Man kann sich nicht leisten, etwas außer acht zu lassen, was einem/r den Studienplatz kosten kann. Die Durchschnittsleistungen werden nämlich jedes Semester überprüft und sind dafür ausschlaggebend, wer im nächsten Semester weiterstudieren kann und wer nicht. Vor allem in den ersten Semestern ist die „Sterblichkeitsrate“ groß. Bildung ist halt eine Art, Geschäfte zu machen. Die Unis kassieren für alle Erstsemester, von denen es aber nur ein Teil bis zum Schluß durchhält.

Der normale Unterricht fängt an den meisten Unis um sieben Uhr morgens an und geht bis sechs Uhr abends im Zwei-Stunden-Rhythmus. Logischerweise hat man an einigen Tagen zwei- oder mehrstündige Lücken zwischen den Vorlesungen oder Seminaren. Die angewandte Pädagogik ist abhängig vom Studiengang. Leider gibt es auch ProfessorInnen und DozentInnen, von denen ich schlicht und einfach behaupte, daß sie noch nie das Wort Pädagogik oder Didaktik gehört haben. Zumindest verstehen sie nichts davon. Naja, die Sache ist, daß viele DozentInnen hauptberuflich in der freien Wirtschaft tätig sind und nur stundenweise an den Unis Unterricht geben. Das hat natürlich auch seine Vorteile, die Lehrenden wissen zumindest, wie der Arbeitsalltag und die Realität „draußen“ aussieht. Hier in Kolumbien zu lehren ist nur dann lukrativ, wenn man in seinem Fach angesehen ist und sich einen gewissen Namen gemacht hat.

Wie überall hat das Studieren hier aber auch Sonnenseiten: Ich kenne keinen Studenten oder Studentin, der oder die freitags oder samstags nach der Uni nicht mit FreundInnen und KommilitonInnen einen trinken oder tanzen geht!

*Wenn du deine Unierfahrungen in Deutschland mit deinen jetzigen vergleichst. Was gibt es da für Unterschiede? Was findest du positiv(er), und was gefällt dir an deiner kolumbianischen Uni überhaupt nicht?*

Dieser Vergleich fällt mir sehr schwer, vielleicht, weil ich die beiden Gesellschaften zu gut in ihrem Kontext verstehe. Die goldene Mitte wäre mal wieder genau richtig. Hier gibt es ein sehr viel engeres Verhältnis zwischen den StudentInnen und den ProfessorInnen. Auch die Solidarität zwischen den StudentInnen ist hier größer, sonst wäre es wohl kaum möglich, es bis zum Diplom zu schaffen. Trotzdem denke ich, daß die Organisation der deutschen Universitäten zu mehr Selbständigkeit und Verantwortung erzieht. Es hängt halt auch von der Persönlichkeit ab. Ich kann mir vorstellen, daß sich einige deutsche StudentInnen hier an der Uni sehr viel wohler fühlen würden als in der BRD, aber eben



auch umgekehrt KolumbianerInnen an einer deutschen Uni.

*Gibt es an deiner Uni eine studentische Interessensvertretung, ähnlich wie der AStA an einer deutschen Uni? Wie machen StudentInnen an einer Privaturi in Kolumbien heutzutage Politik? Oder ist das ein Fremdwort für sie?*

An den meisten Universitäten gibt es so etwas wie einen AStA, nur funktioniert er an den meisten nicht so ganz. Man bemüht sich wenig um die ganze Studentengemeinschaft und dafür mehr um individuelle Probleme. Einige der Aufgaben des AStA werden auch von der Universitätsverwaltung übernommen. Es gibt an fast allen Hochschulen ein sogen. *Bienestar Universitario* (eine Art Wohlfahrts- und Allerlei-Amt – d.Red.), das sich um außerakademische Aktivitäten bemüht. Wegen der bestehenden Strukturen ist es ziemlich schwer, eine bessere Bildungspolitik einzu-

fordern. Naja, und die es dennoch versuchen, setzen dafür ihren Studienplatz aufs Spiel. Das gleiche gilt für das politische Engagement. Oft ist es geratener, weiterstudieren zu können als den Mund aufzumachen. Aber den StudentInnen ist Politik meistens auch egal. In Kolumbien leiden die meisten jungen Menschen an einer politischen Apathie, die nicht selten den bitteren Beigeschmack von Enttäuschung hat. Politik ist für viele ein anderes Wort für Korruption, Machtmißbrauch, Drogen-skandale etc. Andere sind mehr daran interessiert, möglichst schnell möglichst viel Geld zu machen, als sich um Politik zu kümmern. Außerdem sind die StudentInnen hier im Durchschnitt sehr viel jünger

als in der BRD.

– Aber nicht alles ist so düster. Es gibt auch viele StudentInnen, die politisch aktiv sind, aber es ist nicht gerade die große Mehrheit. Die gegenwärtige Konjunktur trägt dazu bei, daß sich viele – einschließlich junge Menschen – mehr für Politik interessieren. Bei den bevorstehenden Kommunalwahlen am 26. Oktober

werden viele neue und junge Leute durchkommen, und das gibt Mut.

*Kolumbien ist ja ein Land mit extremen Menschenrechtsverletzungen. Ist das für deine KommilitonInnen ein Thema? Wissen sie etwas davon, oder geht diese Realität an ihnen vorbei?*

Generell werden die Menschenrechtsverletzungen immer mehr zu einem Thema. Für viele ist es zwar etwas, das für ihr Privatleben nicht sehr relevant ist. Aber leider werden es immer mehr, die sagen können, daß einer ihrer Freunde oder ein entfernter Verwandter Opfer der Gewalt im Land geworden ist. Das mag jetzt schrecklich klingen, aber oft ist genau das nötig, damit die Menschen die Augen öffnen und einen Blick um sich herum werfen. In der letzten Woche sind zwei Studenten der National-Universität unter sehr fragwürdigen Umständen „verschwunden“. Einer der beiden war Mitglied der

Menschenrechtsgruppe der Uni. Dieser Vorfall ist nicht nur ein Zeugnis für die wachsende Besorgnis um die Menschenrechte, sondern auch ein Zeugnis für die Kosten, die man auf sich nehmen muß, wenn man in diesem Bereich tätig ist. Die National-Universität hat sich in diesem Fall sehr besorgt gezeigt, auch die Studentenschaft hat reagiert und Veranstaltungen organisiert. Aber oft passiert nicht viel, wenn so etwas geschieht. Von der akademischen Seite her gesehen gibt es zunehmend mehr Kurse und Seminare, die im Menschenrechtsbereich angeboten werden. Auch wird das Thema immer mehr ins Vorlesungspensum mit einbezogen. Klar, nicht an allen Unis, aber es macht sich schon mehr bemerkbar.

*Würdest du deutschen StudentInnen, die sich für Lateinamerika interessieren, ein oder zwei Semester an einer Uni in Kolumbien empfehlen? Wenn ja, an einer privaten oder einer öffentlichen? Und hast du sonst noch Kommentare, Anregungen, Tips zum Thema Studieren in Lateinamerika?*

Ein Auslandsstudium ist immer empfehlenswert. Ganz egal in welchem Land und wie lange. Die kolumbianischen Unis sind nicht schlecht. Klar, man muß sich genau erkundigen, was einem in Deutschland dabei anerkannt wird. Vom System her empfehle ich fast mehr die öffentliche Uni, aber das muß man sich halt dann auch von Fall zu Fall genauer anschauen. Kolumbien ist ein Traumland, das sein wahres Gesicht leider zu oft versteckt. In der Großstadt sind AusländerInnen weniger den Gefahren ausgesetzt, die Kolumbien im Ausland bekannt (bzw. berüchtigt – d.Red.) gemacht haben. Klar, wenn man hierher kommen will, sollte man sich gut informieren. Wenn eine/r der LeserInnen interessiert ist, kann er/sie mich natürlich gerne kontaktieren!

*Liebe Jimena, wir danken dir sehr für dieses elektronische Gespräch und wünschen dir alles Gute!*

*Die Fragen an Jimena Mejía stellte Bettina Reis via e-mail.*

1) 1991 kam Jimena Mejía in der ila zum ersten Mal zu Wort. In Nr. 146 über „Latinas in Deutschland“ befragten wir die damals 18jährige zu ihrer bikulturellen Identität und ihren Erfahrungen in Deutschland. „Von Ostfriesland bleiben nur der Deich und der Wind“ überschrieben wir damals das Gespräch. Das Wandern in unterschiedlichen Welten und Kulturen ist zwar bereichernd, aber nicht einfach, wie das Gespräch mit Jimena 1997 belegt.



**M**ein Auslandsstudium führte mich geradewegs in die Tropen, in die nur wenig südlich des Äquators gelegene Millionenstadt Fortaleza im Nordosten Brasiliens. Die bundesstaatliche Universität der lebendigen Küstenstadt im Bundesland Ceará zählt zu den Partneruniversitäten der Kölner Universität, eine Tatsache, die die Auswahl und die Formalitäten doch erheblich vereinfacht. So hatte ich vor zwei Jahren das Glück, zusammen mit einer Kommilitonin und einem Kommilitonen aus dem Kreis der Bewerber für ein Semester (Juli bis Dezember 1995) an der Universidade Federal do Ceará (UFC) zugelassen zu werden, verbunden mit einem Stipendium der UFC in der Höhe von monatlich zwei brasilianischen Mindestlöhnen, umgerechnet gut 300 DM. Die Auswahl der Stipendiaten regelte das Portugiesisch-Brasilianische Institut der Universität Köln, bevorzugt wurden StudentInnen des Studiengangs Regionalwissenschaften Lateinamerika mit Portugiesisch als erster Fremdsprache, aber auch andere Fachrichtungen wurden akzeptiert.

Als Regionalwissenschaftler mit portugiesischem Schwerpunkt war ich natürlich von einem Ziel in Brasilien sehr angetan, um so mehr, als ich vorher noch nie brasilianischen Boden betreten hatte. Aber nicht nur das Land lockte mich, auch die Tatsache, nun meine Sprachfertigkeiten verbessern zu können, war sehr motivierend. Erste Informationen bekamen wir, die Stipendiaten, vom Institut selbst, auch über die noch in Deutschland zu erledigenden Formalitäten für den Erhalt eines

Visums. Die Zeit war schon knapp bis zum Beginn des brasilianischen Semesters Anfang August, daher war ich froh, letztlich alle Hürden genommen zu haben und an Bord der VARIG-Maschine nach São Paulo erste brasilianische Stimmen zu hören.

Die erste Zeit in Brasilien verbrachte ich in einem Überlandbus auf dem Weg von der gigantischen Industriemetropole São Paulo nach Fortaleza, ein Drei-Tage-Marathon, gleichsam ein Sprung aus einer winterlich-kühlen hektischen Welt in den etwas beschaulicheren Rhythmus der vor Hitze flimmernden Straßen von Fortaleza. Es war sehr erleichternd, schon aus Deutschland zusammen mit den anderen Stipendiaten eine Wohnung organisiert zu haben, so daß für das Dach über dem Kopf bereits gesorgt war. So konnten wir uns schon bald um alle weiteren Schritte kümmern, insbesondere die Einschreibung an der Universität und die Auswahl der Kurse. Die Verwaltungsgänge sollten sich als ziemlich nervenaufreibende Lauferei herausstellen, von der Registrierung bei der Polizei, der Beantragung einer Art Sozialversicherungsausweises, der Einrichtung des Kontos für die Stipendium-Überweisungen bis hin zu allen Notwendigkeiten, um schließlich studieren zu können, sprich Vorstellung im Rektorat, Immatrikulation, Kurswahl und die Beantragung des Studentenausweises. Die Erfahrungen mit der brasilianischen Verwaltung bleiben mir bis heute in lebhafter Erinnerung. Die Wahl der Kurse fiel uns besonders schwer, da es kein Vorlesungsverzeichnis gab und wir als Neulinge an

einer fremden Uni mit noch etwas holprigem Portugiesisch nur mühsam einen Überblick bekamen. Die verschiedenen Stellen der Uni waren sehr freundlich, jedoch war die Vorgehensweise in unserem besonderen Fall nicht immer so klar. Glücklicherweise wurde uns aber sehr von den Stipendiaten des letzten Semesters, die alle noch in Fortaleza waren, geholfen, so daß wir schließlich, auch ohne vorangegangene Hilfe von Kölner Institutsseite, alle brasilianischen Hürden genommen hatten.

Aus Deutschland wußten wir, daß Scheine in bestimmten Aufbaustudiengängen, sogenannte *pós-graduação*-Kurse, als Hauptseminarscheine in Köln anerkannt werden, für unser Studium kamen daher Volkswirtschaft und Romanistik in Frage. Leider konnte man sich in Fortaleza nur für ein Fach immatrikulieren, andere Kurse konnte man aber in Absprache mit der Professorin bzw. dem Professor auch als Gasthörer wahrnehmen. So entschied ich mich für ein Seminar über brasilianische Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte und besuchte ferner als *ouvinte*, als Gasthörer, einen Kurs in lateinamerikanischer Geschichte, *história dos movimentos revolucionários da América Latina*, die Geschichte revolutionärer Bewegungen in Lateinamerika.

Das Studieren in Fortaleza ist mit dem deutschen Studium kaum zu vergleichen. Dies fängt schon damit an, daß einem das tropische Klima doch sehr zu schaffen macht. Schon morgens auf dem Weg zur Bushaltestelle war es überaus normal, mit ersten Schweißtropfen zu kämpfen, spätestens bei der Ankunft in der Uni konnte ich den Zustand meines T-Shirts eher als naß bezeichnen. In diesem Zustand in teils kalt klimatisierte Unterrichtsräume zu kommen war nicht immer angenehm, schnell bekam der mitgebrachte Pullover einen Sinn, wenn nicht gar lange Hosen. Auch ist das permanent heiße Klima ein triftiger Grund, sich den Stundenplan nicht zu voll zu packen und ab und zu den Strand vorzuziehen. Von diesen doch eher lustigen Begleiterscheinungen eines Auslandsstudiums in den Tropen abgesehen, ist gerade für deutsche Studentinnen und Studenten der sehr lockere Umgang mit dem Lehrpersonal hervorzuheben. Man redete sich beim Vornamen an, und der Umgang miteinander ließ keine professorale Unantastbarkeit aufkommen. Dazu trug auch die recht geringe Kursstärke, zumindest in den *pós-graduação*-Kursen, bei. Insbesondere wenn man die deutschen Massenstudiengänge kennt, wird in Fortaleza jede Studentin und jeder Student aufatmen können. Das für Regionalwissenschaftler so interessante und in Köln

vernachlässigte Angebot an lateinamerikanischen Themen wurde hier in einer Vielfalt geboten, die einem die Wahl nicht leicht machte. Die Qualität des Unterrichts war gut, die geforderten Leistungen waren vielfach gar deutlich höher als bei uns. Vorkenntnisse sind deshalb von Vorteil. Hat man diese und kommt man dann im Laufe der Zeit auch sprachlich zurecht, kann man sich sehr gut in die Kurse einfügen, ja man kann als Ausländer sogar neue Sicht- und Arbeitsweisen in die Thematik bringen, ein sehr interessanter Aspekt für brasilianische Dozenten und Studenten. Da ich viele Hausaufgaben und Referate leisten mußte, hatte mich die Vorbereitung auf nur zwei Kurse zeitlich ziemlich in Anspruch genommen, außerdem forderte das hohe Sprachniveau der Fachliteratur. Zumindest in meinen Kursen wurden die Teilnehmer oft umfangreich beteiligt, auch kamen teils lebhaft Diskussionen auf. So ließ der Dozent in meinem Geschichtskurs auch nur selten eine Gelegenheit aus, auf politische Mißstände und historische Entwicklungen, die zur heutigen schwierigen

der ärmsten Regionen Brasiliens und wartet nicht mit dem weltstädtischen Ambiente von Städten wie São Paulo oder Rio de Janeiro auf. Auch hat Fortaleza nichts von der kolonialen Schönheit beispielsweise von Salvador da Bahia. Die Stadt wächst beständig und zählt meiner Meinung nach zu den anstrengenderen brasilianischen Großstädten. Hitze, Dreck, Verkehr, Lärm und Luftverschmutzung machen einem zu schaffen. Das Umland beschränkt sich im wesentlichen auf Strände, mitunter wohl die schönsten Brasiliens, und karges wüstenhaftes Hinterland, den Sertão. Ferner ist das Leben in Brasilien sehr teuer geworden, so daß man trotz Stipendium schon ein gewisses finanzielles Polster für eine längere Zeit in diesem Land mitbringen sollte.

Auf das Studium bezogen kann sich die magere Bibliothekssituation in Fortaleza dann negativ auswirken, wenn man den Auslandsaufenthalt zur Vorbereitung auf die Abschlußarbeit nutzen möchte, in diesem Fall sollte man die großen Universitäten beispielsweise in Rio oder São Paulo vorziehen.



Foto: Manuel Breuer

**Kein weltstädtisches Ambiente wie in Rio de Janeiro oder São Paulo: die Bundesuniversität des Staates Ceará in Fortaleza im brasilianischen Nordosten**

Lage Brasiliens geführt haben, aufmerksam zu machen und diese auch breit zu kritisieren. Das politische Engagement von studentischer Seite erschien mir hier relativ stark, und Streiks und Proteste von mehreren Wochen sollen an der UFC öfter vorkommen, jedoch nicht in der Zeit, in der ich dort war.

Wie das heimische Studium weist auch das Studieren im Ausland einige Schattenseiten auf. Hier fielen für mich insbesondere bestimmte Eigenarten des Studienortes selbst ins Gewicht. Fortaleza liegt in einer

Trotz einer manchmal etwas aufreibenden Stadt möchte ich mein Auslandssemester nicht missen, es war eine sehr gewinnbringende Zeit, die mir das Land, die Kultur, das Studium an einer fremden Universität, die Sprache und die brasilianische Mentalität und Lebensweise mit all ihren positiven und negativen Aspekten viel näher gebracht hat. Und nicht zuletzt hat mir diese Zeit die Augen geöffnet für die Vor- und Nachteile des eigenen Landes.

Manuel Breuer

# Mein Auslandssemester in Arequipa

## Eine deutsche Studentin in Peru

**D**a ich nach dem Abitur durch einen längeren Aufenthalt Kultur, Land und Leute Lateinamerikas kennen und lieben gelernt hatte (was unter anderem auch die Wahl meiner Studienfächer Deutsch und Spanisch beeinflusst hat), stand für mich fest, ein Auslandssemester dort zu verbringen. Also machte ich mich eines schönen Tages auf den Weg zum Auslandsamt, um mich nach Förderungsmöglichkeiten oder organisierten Studienaufenthalten zu erkundigen. Meine Hoffnungen wurden jäh zerschmettert durch die Auskunft, für Lateinamerika gäbe es keine DAAD- (oder sonstige) Programme, da diese aufgrund der zunehmenden Orientierung nach Osteuropa allesamt gestrichen worden seien. Mein Wunsch rückte in weite Ferne, aber ich hatte mir fest vorgenommen, auch auf eigene Faust alles mir Mögliche zu versuchen.

Mein besonderes Interesse galt den andinen Ländern. Also sprach ich eine meiner damaligen Dozentinnen, eine Peruanerin, an, ob sie mir nicht eine Universität ihres Landes empfehlen könne bzw. wisse, ob es möglich sei, als deutsche Spanischstudentin dort ein Auslandssemester zu absolvieren. Sie überlegte nicht lange und erzählte von der Universität ihrer Heimatstadt Arequipa, wo es eventuell möglich sei, etwas zu organisieren, und damit vielleicht auch den Anstoß für einen zukünftigen Austausch zwischen den beiden Unis zu geben. Bald darauf suchte ich den einzigen Professor meiner damaligen Uni, der einen Lehrstuhl für Lateinamerikanische Literatur innehatte, auf und machte ihm denselben Vorschlag. Er war prinzipiell mit allem einverstanden, wengleich er doch die „finanziellen Dinge“ zunächst einmal außen vor lassen wollte. Eine freundschaftliche Verbindung mit einer lateinamerikanischen Uni sei jedoch grundsätzlich begrüßenswert und so weiter und so fort... Ich war nun, ohne

es richtig bemerkt zu haben, in die Rolle des „Versuchskaninchens“ bzw. einer Vermittlerin geraten.

Ich schickte in der Folgezeit etliche Briefe an die Universidad Nacional de San Agustín (UNSA) in Arequipa, in denen ich die notwendigen Erkundigungen einholte, um zu einer Entscheidung zu gelangen.

Wir fanden schnell Kontakt zu ebenso sympathischen wie interessanten Leuten, mit denen ich auch später in engem Kontakt stehen sollte. Abgesehen von spannenden Gesprächen verbrachte ich die Woche in Arequipa jedoch mit Bewerbungen, Formularen, Bestätigungen, Stempeln, Vorstellungen – der typische

Gang durch die tyrannisierende Bürokratie. Das Ergebnis der mehr oder weniger undurchsichtigen Bestimmungen war, daß ich keine Studiengebühren zahlen mußte, eingeschrieben bzw. von der Uni als Gaststudentin akzeptiert würde und an allen Kursen der Literaturfakultät problemlos zu Beginn des zweiten Studienjahrssemesters ab September teilnehmen könnte. Über eine mögliche Partnerschaft mit meiner damaligen Universität sollte von nun an direkt verhandelt werden.

In verschiedenen privaten Gesprächen wurde mir – wie auch schon in Deutschland von meiner Dozentin – jedoch erzählt, die Literaturfakultät sei die schlechteste der ganzen Universität. Ich entschied mich trotzdem für

Arequipa – zum einen wegen seiner Schönheit und überschaubaren Größe, die meiner damaligen (Schreckens-) Vision von Lima angenehm gegenüberstand, zum anderen wegen des zwischenmenschlichen Umfeldes, das mir Sicherheit bei all den Freischwimmübungen gegeben hatte. Und schließlich wünschte ich mir, durch mein Auslandssemester einen tieferen und anderen Einblick als bis dato in die lateinamerikanische Realität (zumindest in einen Teil von ihr, soweit das einer Ausländerin in so kurzer Zeit überhaupt möglich ist) zu erhalten, meine Spanischkenntnisse zu verbessern und mich mit lateinamerikanischer Literatur zu beschäftigen. Die Qualität der universitären Lehre war für mich daher zwar wünschenswert, jedoch nicht das Hauptmotiv für meine Entscheidung,



Das Ganze gestaltete sich aus der Ferne jedoch als sehr zäh und schwierig. Nun hatte ich das große Glück, in den Wintersemesterferien mit meiner Freundin eine siebenwöchige Reise nach Chile, Bolivien und Peru unternehmen zu können, und es stand natürlich fest, daß ich diese Gelegenheit nutzen würde, um Stadt und Universität anzuschauen und eventuelle organisatorische Probleme zu beseitigen. So lernte ich den Süden Perus kennen und verbrachte eine Woche in Arequipa, der „ciudad blanca“ am Fuße des sagenumwobenen Misti. Mein erster Eindruck von der Stadt war gleich so positiv, daß mein Entschluß, dort zu studieren, schon beinahe feststand.

Meine Dozentin, die aus einer Dichterdynastie stammt und selbst schreibt, hatte ihre Angehörigen von unserem Kommen unter-

zumal ich annahm, mich ohnehin auf ein stark verschultes Universitätssystem einstellen zu müssen.

Kurz und gut: Die ersten (und wie ich damals glaubte beinahe die letzten) Hürden waren genommen, und ich kehrte nach Deutschland zurück. Die Zeit verflog im Nu, und im September 1995 war es soweit. Mit Hilfe eines Medizinstudenten, der ein Semester vor meiner Ankunft dort eingeschrieben war, hatte ich mittlerweile noch verschiedene schriftliche Bestätigungen über meine „Constancia“ bzw. Einschreibung zugeschickt bekommen. Also dachte ich, es könne nicht viel schiefgehen. Doch das war ein Irrtum.

### Die Fahrt ins Blaue oder der Beginn einer Pechsträhne

Auf einmal hatte ich es mit völlig anderen Zuständigen zu tun, und mir wurde ein Haufen Steine in den Weg gelegt. Der erste Schreck war, daß ich plötzlich doch noch nicht als eingeschrieben galt, und die Einschreibung erst noch zu beantragen hätte. Wieder sollte ich an den Dekan und andere Zuständige Bewerbungen richten. Die zweite Hiobsbotschaft bestand aus der Offenbarung, es gäbe gar kein zweites Studiensemester, sondern vielmehr ein durchgehendes Studienjahr, das sich dem baldigen Ende näherte. Ich bekam also genau die gegensätzliche Information wie ein halbes Jahr zuvor. An dritter Stelle dieser Pechsträhne rangierte schließlich die Forderung nach Semestergebühren in Höhe von ca. 800 Dollar – Gebühren für die einzelnen Kurse noch nicht eingeschlossen. Als ich auf die schriftliche Zusage der Gebührenfreiheit verwies, wurde ich vom Dekan der Literatur- und Sprachwissenschaftlichen Fakultät belehrt, daß die entsprechenden Personen keinerlei Autorität für solche Angelegenheiten besäßen. (Die Autonomie der Fakultät war auch der Grund, weshalb dem Direktor der UNSA, der sehr aufgeschlossen gegenüber ausländischen Studenten war, die Hände gebunden blieben.)

Mit Hilfe peruanischer Bekannter wehrte ich mich gegen die Forderung und erklärte, den Betrag nicht aufbringen zu können. Es folgte ein Briefwechsel, in dem es uns gelang, die Gebührenforderung langsam auf (unumgängliche) 200 DM für *servicios académicos* zu drücken. In zahlreichen Gesprächen wurde mir die Betreuung durch einen „profesor especial“ angeboten, der mir bei allen fachlichen Fragen weiterhelfen werde, den ich später jedoch niemals zu Gesicht bekam. Inzwischen hatte ich von einem englischen Studenten, dem es ebenso ergangen war, erfahren,

daß er aus Wut beschlossen hatte, das Studieren an dieser Fakultät sein zu lassen. Ihm hatte man eine noch höhere Summe abverlangt.

### Der Herr Professor und seine Macken

Letztendlich konnte ich mit dreiwöchiger Verspätung und ziemlich abgekämpft mein Studium beginnen. Nun stellte sich heraus, daß alle Kurse über lateinamerikanische und peruanische Literatur, die ich belegen wollte, bei ein- und demselben Professor stattfanden. Das wäre nun nicht weiter schlimm gewesen, wenn es nicht gerade *dieser* Professor gewesen wäre.

Jeder Unterrichtstag begann damit, daß niemand wußte, wann der Kurs nun eigentlich anfing. War er um 15.30 Uhr angesetzt, so konnte es schon 17 Uhr werden, bis der „maestro“ eintraf. Dann jedoch wurde die Tür im Handumdrehen geschlossen. Wer einen Augenblick nicht aufgepaßt hatte (oder auf Toilette war), blieb draußen vor – da half kein Klopfen, Rufen, Bitten. Ich erlebte, wie die Hälfte mancher Stunden damit zugebracht wurde, daß Studenten versuchten, Einlaß zu ergattern, der Professor die Tür zuhielt oder durch die Ritzen nach einem der Störer spähte. Schaffte es einmal einer hineinzukommen, mußte er eine Schimpftirade über sich ergehen lassen, die sich gewaschen hatte.

Manchmal kam der „maestro“ auch gar nicht, und man konnte nach zwei Stunden tatenlosen Auf-der-Lauer-Liegens wieder nach Hause gehen. Erschien er aber und man hatte es geschafft, in den Raum zu kommen, so bot sich ein Bild, wie es deutsche StudentInnen vielleicht noch aus ihrer frühesten Schulzeit kennen mögen. Der Meister diktierte die ganze Zeit aus einem Buch, und die Studenten beeilten sich, kein Wort des Vorgelesenen zu verpassen. Dazwischen stellte er – wenn er seinen guten Tag hatte – ab und zu Fragen, die die StudentInnen zu beantworten „bemüht wurden“. Jede/r wurde aufgerufen, und meistens ging das ganze fließend in die zweite Unterrichtsform über, die daraus bestand, Schimpftiraden auf einzelne StudentInnen herabgehen zu lassen, die meistens mit einem bedrohlichen Vorrechnen der nicht erlangten Punktzahlen endete. Die Kritik, die an einzelnen geübt wurde, ging oftmals soweit, daß die gesamte Person als Versager abqualifiziert wurde. Hatte er seinen ganz schlechten Tag, fiel die Phase des Diktierens ganz weg. Ich wurde meistens verschont, wobei mir vermutete Sprachschwierigkeiten zugute kamen.

Bald stand für mich fest, daß dies nicht die Form des Literaturstudiums war, die mir auch nur im entferntesten vorschwebte. Mir wurde bewußt, mit Selbstlektüre viel mehr erreichen zu können, als meine Zeit mit Warten und Diktaten zu verschwenden. Da es keine Alternativen gab, faßte ich den Entschluß, die Uni Uni sein zu lassen und einen ernsthaften Selbststudiumversuch zu starten – zumal mein Studium sowieso zu einem großen Teil daraus bestehen sollte. Da ich weiterhin mit Leuten zusammenkam, die sich bestens mit Literatur auskannten, hatte ich, wie sich später herausstellte, die geeignetsten Ansprechpartner. Ich verbrachte von nun an meine Zeit mit Lesen, Lesen und nochmals Lesen sowie mit vielen interessanten Gesprächen über Literatur, Land und alles Mögliche. Die Uni vermißte ich überhaupt nicht. Daneben unterrichtete ich täglich am Deutsch-Peruanischen Institut Deutsch und sammelte so weitere nützliche Erfahrungen für mein Studium. Natürlich kam auch das Reisen und Vergnügen nicht zu kurz.

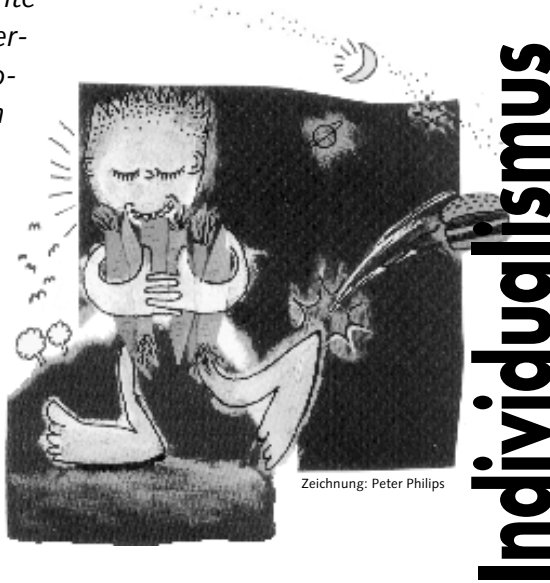
Rückblickend kann ich sagen, ein tolles und erfahrungsreiches Wintersemester in Arequipa erlebt zu haben, das ich um keinen Preis missen möchte. Sicherlich stand und fiel letztlich alles mit den zwischenmenschlichen Kontakten, mit denen ich einfach Glück gehabt habe und die mich über das Loch und die Orientierungslosigkeit nach dem gescheiterten Studienversuch hinweg gerettet haben. Ich würde jedem/r AuslandsfahrerIn empfehlen, doch lieber auf bestehende Uni-Partnerschaften bzw. organisierte Aufenthalte zurückzugreifen, da die Fahrt ins Blaue auf völlig eigene Faust, selbst bei Klärungsmöglichkeiten im voraus, sehr viele Risiken und Komplikationen birgt. Die besagte Literaturfakultät war sicherlich nicht zuletzt auch so ungeschickt in ihrem Vorgehen, da sie mit dem Fall einer ausländischen Gaststudentin zuvor nicht konfrontiert worden war und über keinerlei entsprechende Regelungen verfügte. Das macht den/die GaststudentIn dann schnell zum zahlungswillkommenen Spielball im Gefüge willkürlicher Interessen von einzelnen und fehlender Bestimmungen. Daß die Idee des Austausches später nicht weiter verfolgt wurde, liegt allerdings an den Zuständigen auf beiden Seiten – Möglichkeiten hätte es genügend gegeben.

Trotz alledem: Mittlerweile ist noch eine Deutsche mit meinen Fächern auf eigene Faust dort gewesen. Sie hat es in keinsten Weise bereut. Das Auslandssemester ist eben einfach mehr, als nur die Uni im Ausland zu besuchen...

*Britt Diegner*

## Chile: Bildung im Zeitalter des Neoliberalismus

*Was haben die Neoliberalen mit der Ila gemeinsam? Ihre Abneigung gegen den Staat. Dies allerdings aus recht verschiedenen Gründen: Die Ila lehnt den Staat ab, soweit er partizipatorische/basisdemokratische Elemente erstickt, die wir für ein unverzichtbares Merkmal der Demokratie halten. Die Neoliberalen mögen keinen Staat, der ihre „Individualität“ (so nennen sie ihre Geschäfte) stört oder deren „Effizienz“ (so nennen sie die völlige soziale Verantwortunglosigkeit) beeinträchtigt. Soviel einleitende Theorie ist nötig, um die Ziele, die hinter den Reformen im Bildungssystem stehen, begreifen zu können.*



Zeichnung: Peter Philips

## Effizienz, Flexibilität,

**D**as viel zitierte neoliberale Modell ist keineswegs nur eine Wirtschaftsstrategie, es impliziert vielmehr auch eine Reihe gesellschaftspolitischer und philosophischer (man könnte auch sagen „ideologischer“) Annahmen, die sich konkret in solchen Bereichen wie Bildungssystem, aber auch Gesundheits-, Renten- oder Sozialversicherungssystem auswirken.

Bildung – so sind wir groß geworden – ist ein öffentliches Gut, das der Staat kostenlos bereitzustellen hat. Wir haben ein Recht auf Bildung. Bildung ist eine Voraussetzung für das Funktionieren einer Demokratie, Bildung ist der Schlüssel zu einer „wirklichen“, „materiellen“ Demokratie politisch partizipierender Menschen. So jedenfalls erklangen – nicht nur – progressive Stimmen, hier in Deutschland wie auch drüben in Lateinamerika. Bildung diente den einen als Voraussetzung für eine „Revolution“, den anderen zu ihrer Verhinderung – man betrachte nur die zahlreichen „Alphabetisierungskampagnen“, die Industrieländer aus Angst vor einem „zweiten Cuba“ in Lateinamerika gefördert haben.

Doch die Zeiten haben sich geändert. „Modernisierung“ heißt auch in Lateinamerika das Zauberwort, d.h. die Entwicklung zu einer „modernen“ Gesellschaft. Was damit gemeint ist, kommt auch uns bekannt vor und läßt sich mit den Stichworten Eigenverantwortung, Flexibilität, Individualität, Effizienz umschreiben.

Hinter den Begriffen „Eigenverantwortung“ und „Flexibilität“ verbirgt sich, daß sich der/die einzelne nicht mehr auf die Solidargemeinschaft, sprich auf die durch Steuergelder und Sozialbeiträge finanzierten öffentlichen Unterstützungen wie Sozialhilfe, Umverteilungseffekte bei Kranken- und Rentenversicherung etc. verlassen kann, und daß er/sie so flexibel sein muß, seinen/ihren Arbeitsplatz wieder zu verlassen, wenn er/sie dort nicht mehr gebraucht wird.

Unter „Effizienz“ versteht man, mit möglichst geringem Aufwand ein möglichst gutes Ergebnis zu erzielen. Prinzipiell ein durchaus wünschenswertes Ziel, solange es nicht auf Kosten einzelner Gruppen ausgetragen wird. Ein Unternehmer z.B. verhält sich in diesem Sinne rational, wenn er so kostengünstig wie möglich produziert

und diese Kosten an seinen ArbeiterInnen bzw. Angestellten einsparen möchte.

Auf das Bildungssystem übertragen heißt das nun, daß ein modernes Bildungssystem den Marktmechanismen folgt und sein Angebot nach der Nachfrage ausrichtet. Das bedeutet zuerst einmal, daß nur jeweils so viele Ausbildungs- und Studienplätze zur Verfügung stehen dürfen, wie auf dem Arbeitsmarkt Nachfrage nach AbsolventInnen dieser Ausbildung besteht. Das bedeutet zweitens, daß das Bildungssystem effizient sein muß: Es soll nur das gelehrt werden, was auch wirklich gebraucht (nachgefragt) wird. Um diese Effizienz zu gewährleisten, müssen Bildungseinrichtungen so weit wie möglich privatisiert werden, denn sobald das Kosten-Leistungs-Prinzip angewandt wird, werden sich die Anbieter von Bildung, sprich Unis, Schulen etc. darum bemühen, „kostengünstig zu produzieren“. D.h. möglichst viele Nachfrager (Studierende, Schüler) möglichst billig (also möglichst schnell und ohne für den späteren Beruf überflüssige Inhalte zu vermitteln) zu befriedigen (d.h. auszubilden). Die Nachfrager müssen die Inanspruchnahme des Angebotes entsprechend entlohnen. Wie bei jeder anderen Ware auch steigen Qualität und Quantität von Bildung, je mehr Geld man dafür ausgeben kann. Dabei ist – so die neoliberale Logik – das Angebot von Bildung um so besser, je mehr Konkurrenz (zwischen privaten Anbietern) herrscht.

Vom Staat, d.h. von den Steuerzahlern, zu verlangen, er solle das Bildungssystem finanzieren, geht gegen das neoliberale „Gerechtigkeitsempfinden“: Erstens müßten dann auch Steuerzahler, die keine Bildung in Anspruch nehmen, Bildung mitfinanzieren – z.B. arbeitende Erwachsene ohne Kinder, was gegen das Gleichbehandlungsprinzip der Neoliberalen spricht, und zweitens sollte der Staat Besserverdienende, Unternehmen etc. nicht durch zu hohe Steuern davon abhalten, zu sparen, Investitionen zu ermöglichen und damit die nötige wirtschaftliche Entwicklung der lateinamerikanischen Länder voranzutreiben (das tun sie natürlich selten, sondern tragen ihr Geld zum Spekulieren an die Börse – d. Sätz.).

In Chile wurde in den siebziger Jahren unter Pinochet das Bildungswesen radikal reformiert. Die staatliche Verantwortung wurde auf die elementare Schulbildung – Lesen, Schreiben, Grundrechnen, Landesgeschichte – beschränkt. Diese Grundschulbildung sollte allen vom Staat garantiert und kostenlos sein. Der Besuch weiterführender Schulen oder Universitäten wurde dagegen als nicht selbstverständ-

lich betrachtet und wurde daher kostenpflichtig. Damit konnte im Staatshaushalt zwar beträchtlich gespart werden, gleichzeitig wurde die höhere Bildung aber zum Privileg für Besserverdienende, was auch durch die Vergabe von Stipendien nicht aufgefangen werden konnte.

Auch inhaltlich erfuhren vor allem die Universitäten Veränderungen: Die Ausgestaltung der Studienordnungen erfolgte nun eher nach pragmatischen als nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, und bei der Berufung der Lehrkräfte wurde mehr auf den Erfolg im Berufsleben als auf die wissenschaftliche Laufbahn Wert gelegt. Damit sollte den Anforderungen des späteren Berufslebens Rechnung getragen und gleichzeitig Kontakte zwischen Universität und potentiellen Arbeitgebern geschaffen werden.

Um die Konkurrenz zwischen den Bildungseinrichtungen zu verschärfen, wurde die Höhe der staatlichen Beiträge zur Finanzierung nach der Punktzahl, die die StudentInnen in der Zulassungsprüfung erzielten, ausgerichtet: Für die 20 000 Besten gewährt der Staat den größten Teil seiner Zuschüsse, so daß die Universitäten dazu angestachelt werden, ihr „Angebot“ dergestalt auf dem Markt zu präsentieren, daß es möglichst viele „Nachfrager“ überzeugt.

Betrachtet man die Entwicklung der Staatsausgaben für Bildung, so ergibt sich folgendes Bild: In Chile, dem lateinamerikanischen Land, in dem der Neoliberalismus zuerst eingeführt wurde, sanken die staatlichen Pro-Kopf-Ausgaben für Bildung zwischen 1970 – dem Jahr, als der Sozialist Allende zum Präsidenten gewählt wurde – und 1975, als unter Pinochet die neoliberale „Schock-Therapie“ eingeläutet wurde, um fast 40 Prozent; 1993 lagen sie immer noch nur bei 80 Prozent des Niveaus von 1970. Anders ausgedrückt: Während 1970 mehr als fünf Prozent des Bruttosozialproduktes (BSP) für Bildung ausgegeben wurden, waren es 1975 nur noch etwas mehr als vier und 1993 um die drei Prozent.

In den anderen lateinamerikanischen Ländern stellt sich die Situation in vergleichbarer Weise dar. Der argentinische Staat beispielsweise gab 1996 3,65 Prozent seines BSP für Bildung aus – mit sinkender Tendenz. Wenn man bedenkt, daß die internationalen Richtlinien für Bildungsausgaben sechs Prozent des Bruttosozialproduktes ansetzen, so sehen all diejenigen, die sich keine privaten Colegios und Universitäten leisten können, nicht gerade einer rosigen Zukunft entgegen.

Katharina Koufen

# Heißer Herbst in Chile

## StudentInnenprotest gegen Privatisierung, hohe Studiengebühren und schlechte Studienbedingungen

*Pinochet hatte die Privatisierung des Bildungssystems eingeleitet (vgl. vorangegangenen Beitrag), seine gewählten Nachfolger setzen sie konsequent fort. ila-Redakteurin Claudia Sigel, die in diesem Jahr in Chile weilte, berichtet im folgenden Beitrag über die Folgen der Privatisierungspolitik im Hochschulwesen und die jüngste Protestbewegung gegen die Verschlechterung der Studienbedingungen.*

**A**ls Folge der Privatisierung des Bildungswesens existieren im heutigen Chile zahlreiche private neben unterschiedlichen staatlichen Universitäten. Doch auch die staatlichen Universitäten unterliegen heute den Gesetzen des Marktes: Weil sie sich zu 70 Prozent selbst finanzieren müssen, kann man sie bestenfalls noch als halbstaatlich bezeichnen. Unter dem Stichwort „Dezentralisierung“ sieht das in den öffentlichen Universitäten heute so aus, daß die einzelnen Fakultäten und Institute selbst für ihre Finanzierung verantwortlich sind und mit ihren jeweils eigenen Einnahmen und Neuverschuldungen haushalten müssen. Dies wirft für kleinere Fachbereiche und solche, die keine Aussichten auf gutdotierte Jobs bieten, die Existenzfrage auf.

Die Finanzierung läuft vor allem über Studiengebühren. Die monatlichen Studiengebühren betragen an der *Universidad de Chile* in Santiago ungefähr 400 DM, die Gebühren in Fächern wie Medizin sind noch höher. Wesentlich teurer ist das Studieren an der *Universidad Católica*

ca. In der Entscheidung für die eine oder andere Universität spiegelt sich meist das soziale Prestige der Eltern und/oder deren politische Ansichten wider. Dabei gilt: Je teurer die Universität, desto konservativer und – in gewissen Kreisen auch – prestigeträchtiger ist sie.

Neben den monatlichen Studiengebühren müssen die StudentInnen noch eine halbjährliche Immatrikulationsgebühr von ca. 90 DM entrichten. Stipendien für StudentInnen, die nicht über ausreichend finanzielle Mittel verfügen, sind nicht leicht zu bekommen, meist bedeuten sie ohnehin nur verzinsliche Kredite für die Studiengebühren. Es gibt wenig Möglichkeiten, an eine zusätzliche Unterstützung für den Lebensunterhalt zu gelangen. Ist ein/e Student/in mit der Zahlung für die monatliche Studiengebühr in Verzug, erfolgt die Exmatrikulation. Die Schulden müssen, bevor man das Studium erneut aufnehmen kann, zunächst völlig zurückgezahlt werden.

Die Gehälter der ProfessorInnen der staatlichen Universitäten sind so niedrig,



daß an den privaten Hochschulen oder anderswo alle ein Zusatzgehalt verdienen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. Diese Mehrfachbelastung der DozentInnen wirkt sich negativ auf ihre Leistungen in Forschung und Lehre aus. Ein weiteres, sich aus den knappen finanziellen Mitteln ergebendes Problem in diesem Bereich stellen die geringen Bemühungen um den akademischen Nach-

wuchs dar. So gibt es einige Fakultäten, in denen schon seit dem Ende der Diktatur keine neuen Fachkräfte mehr gefördert werden. Außerdem werden viele Akademiker des Unter- und Mittelbaus nur stundenweise bezahlt, das heißt z.B., daß sie in der vorlesungsfreien Zeit kein Gehalt bekommen.

Trotz der hohen Studiengebühren sind die Studienbedingungen völlig unzureichend. Die Bibliotheken, besonders in den Universitäten der Provinz, sind schlecht ausgestattet. Die Computer, die den Studierenden zur Verfügung stehen, sind veraltet, und der Zugang zu moderner Kommunikation wie Internet und e-mail besteht nur sehr begrenzt. Ein weiteres Problem ist das häufig auch aus Zeitgründen mangelnde Engagement der Lehrenden.

Auf diese prekäre Situation reagierte das Parlament kontraproduktiv. Ihm ging es nicht um eine Verbesserung der Studienbedingungen, sondern vor allem um weitere Privatisierung, d.h. den Verkauf oder privates

Sponsoring einzelner Fakultäten und Institute. Das brachte für die allermeisten der Studierenden das Faß zum Überlaufen. So wurden die Universitäten von Mai bis Juni dieses Jahres von einer solch heftigen Protestwelle und Aufruhr erfaßt, daß es sogar zu Vergleichen mit 1968 kam, auch wenn die Lage und auch das Bewußtsein der StudentInnen letztendlich nicht vergleichbar waren. Die Studierenden besetzten landesweit verschiedene Fakultäten staatlicher Universitäten vom äußersten Norden Chiles bis zum äußersten Süden. Die Lehrveranstaltungen fielen an den meisten Universitäten für einige Wochen aus. In Santiago

und anderen Provinzhauptstädten kam es zu Demonstrationen, die wie üblich mit Tränengas und Wasserwerfern beendet wurden. Aus einem Großteil der staatlichen Universitäten kamen Studentenvertreter nach Santiago de Chile, um ihrer Einigkeit über die Forderungen der FOCH, vergleichbar einem AstA, der größten staatlichen Universität, Ausdruck

innerhalb der einzelnen Fakultäten und Fachbereiche mit den offiziellen Vertretern eben dieser Fachbereiche diskutiert, dies ging bis hin zu Personalfragen. Zum anderen wurde die staatliche Bildungspolitik angeprangert, die für die miserable universitäre Situation verantwortlich zeichnet. Da der chilenische Staat nicht einmal ein Prozent des Bruttosozialproduktes für die höhere Bildung aus-

gibt, wurde die Forderung nach wenigstens diesem einen Prozent zu einem wesentlichen Anliegen der Protestbewegung. Die Studierenden forderten einhellig die Regierung auf, die Verantwortung für die Bildung zu übernehmen und diese Aufgabe nicht völlig in private Hände zu legen. Einen weiteren Diskussionspunkt stellte die Forderung nach einer Demokratisierung der Universitätsstrukturen dar, d.h. eine stärkere Beteiligung der Studierenden bei den Entscheidungen des Dekanats.

Für die meisten Studierenden stellte allerdings die lange Dauer der Proteste ein großes Problem dar. Das Dekanat drohte damit, das

laufende Semester für ungültig zu erklären, womit die StudentInnen nicht nur ein Semester, sondern ein ganzes, teures Studienjahr verloren hätten. Darunter litt die Beteiligung an den Protesten und Besetzungen, die Ausdauer ließ nach. Aus diesem Grund waren die Verhandlungsdelegationen gezwungen, zu einem möglichst schnellen Ergebnis zu kommen, das die Anerkennung des Semesters, d.h. dessen Fortsetzung während der eigentlich vorlesungsfreien Zeit, einschließen mußte.

Dies wurde schließlich auch erreicht, doch gab es darüber hinaus im Grunde keine konkreten Ergebnisse oder Erfolge der Protestbewegung. Es wurde lediglich ein Kongreß vereinbart, auf dem über



Foto: Peter Pauls

**Darf es etwas weniger sein? – Nein! • Nicht mal ein Prozent des Bruttosozialproduktes wendet der chilenische Staat gegenwärtig für seine Hochschulen auf**

zu verleihen. Wobei es neben dieser Einigkeit auch Differenzen gab, und der Vorsitzende, ein Mitglied der Kommunistischen Partei, nicht unumstritten war. Es kam jedoch zu keinen wesentlichen, in der Öffentlichkeit ausgetragenen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Studentenschaft. Im Gegenteil – man kann von einem überraschend breiten Bündnis sprechen. Selbst die StudentInnen der *Universidad Católica* beteiligten sich – wenn auch mit einiger Verspätung – an den Protesten.

Aufgrund der vielfältigen Mißstände wurde auf unterschiedlichen Ebenen diskutiert. So wurden zum einen Probleme

Argentinien:

# Schlechte Aussichten auf gute Jobs

Argentinien hat 900 000 StudentInnen – bezogen auf die Altersgruppe sind das etwa so viele wie in Deutschland. Allein in der Megastadt Buenos Aires studieren 200 000 Jugendliche. Die Stadt ist mit ihren zwölf Millionen EinwohnerInnen eine „junge“ Metropole, ein Viertel der Bevölkerung ist zwischen 15 und 30 Jahre alt. Zum überwiegenden Teil immatrikulieren sich die Studierenden an öffentlichen Universitäten. Nur etwa zehn Prozent können sich ein Studium an privaten Hochschulen finanziell leisten, die aber nicht unbedingt einen besseren Ruf genießen als etwa die Universität von Buenos Aires (UBA). Studieren ist ohnehin nur etwas für Privilegierte, da Stipendien eine große Ausnahme sind. Armut bedeutet den Ausschluß von höherer Bildung. Die Arbeitslosenrate unter Jugendlichen beträgt 20 Prozent.

Im lateinamerikanischen Vergleich ist das Bildungsniveau Argentiniens relativ hoch, nur noch in Cuba wird ähnliches geleistet. Hohe Bildung hat in Argentinien Tradition. Fast jedeR Fünfte aus der Altersgruppe der 18- bis 24jährigen studiert heute. Frauen stellen seit Mitte der 80er Jahre etwas mehr als die Hälfte der Studierenden, was wohl im Kontrast zum Bild eines Land des Machismo steht. Das Bildungswesen ist traditionell zentralistisch organisiert. Jüngere Initiativen einer Dezentralisierung der Bildungsorganisation haben finanzielle Gründe: Um den Bundeshaushalt zu entlasten, wurde die Bildung in die Hoheit der Provinzen übertragen.

In Argentinien gibt es neben der Schule kein System der betrieblichen Ausbildung, das neben den Hochschulen (Universitäten und Fachhochschulen) für einen künftigen



Foto: Mike Hughes

Berufsalltag qualifiziert. Um Gärtner, Mechaniker oder Friseur zu werden, geht niemand in die Lehre, da die weiterführende Schule derartige Lerninhalte einschließt. Das Fehlen eines Berufsausbildungssystems macht das Studium zur zentralen Institution für einen zertifizierten Bildungsabschluß. Den Rest übernehmen private Institutionen, und für diese Qualifikation muß, anders als für die Ausbildung an den Universitäten des Staates und der Länder, bezahlt werden. Auch dies macht das Universitätsstudium interessant.

Die Zahl der Studienwilligen hat sich gegenüber 1982 verdoppelt. An den nationalen Universitäten kamen (1985-92) pro Jahr 4,2 Prozent Studierende neu hinzu, an denen der Provinzen waren es gar 6,4 Prozent pro Jahr. Die Studenten fordern mehr Räume und bessere Studienbedingungen.

## Bildung nach Weltbank-Richtlinien

Die Leitsätze der Bildungspolitik sind von der Weltbank formuliert und haben großes Gewicht. Mit den „Lessons of Experiences“ wird den Staaten, die unter der

Observation des IWF (Internationaler Währungsfonds) agieren, nahegelegt, den Zugang zur staatlichen Universitätsausbildung selektiv anzulegen und gegebenenfalls über Zugangsexamen und Zwangsexmatrikulation die Studiendauer zu kontrollieren und zu steuern. Außerdem sollen Wege der Selbstfinanzierung erschlossen werden, um die Effizienz der Fachbereiche im Sinne von „profit centers“ zu steigern. Ein stärkerer Praxis- und Verwertungsbezug soll sichergestellt werden.

Neben den staatlichen gibt es noch eine relativ große Zahl an privaten Universitäten. Zwar ist manche private Bildungsstätte mit monatlichen Studiengebühren von 200 bis 800 Dollar reichlich teuer, an staatlichen Hochschulen hat die Diskussion um Studiengebühren allerdings ebenfalls begonnen. Die Bildungsministerin will nicht ganz so viel, aber doch an zusätzliches Geld für ihr Budget kommen. Ob damit die „Probleme“ an den Universitäten gelöst werden, ist offen. Für postgraduierte Studiengänge sind Studiengebühren jedenfalls schon Alltag. Pro Jahr müssen zwischen 1000 und 12 000 US-Dollar gezahlt werden. Private wie auch staatliche Universitäten bieten Postgraduierten-Kurse (zur Zeit rund 800) an.

Die Bildungsadministration will mehr Effizienz durch kürzere Studienzeiten, weniger Studierende und mehr Output. Die argentinische Bildungsministerin denkt an ein generelles Bonussystem, mit dem die Zahl der Studierenden eingeschränkt und gesteuert werden soll. Aber wie ist die Ausgangslage? Die Studiendauer liegt bei etwa sieben Jahren (ohne Einführungsjahr), mehr als die Hälfte der Studenten jobben regelmäßig, die Zahl der Studienabrecher ist hoch, und die Jobaussichten nach dem Studium sind schlecht. Es erfordert viel Geduld, eine ausbildungsadäquate Beschäftigung oder zumindest einen dem Ausbildungsniveau entsprechenden Job zu finden.

Eine wichtige Rolle spielt darüber hinaus der aktuelle Lebensstil und kulturelle Alltag der Jugendlichen. Gerade in einer Metropole wie Buenos Aires gibt es auch Lebensformen, die nicht das traditionelle Schema „Fulltime-Job versus Freizeit“ zum Vorbild haben. Jugendforscher haben herausgefunden, daß das Erwachsenwerden nicht mehr attraktiv erscheint: Erwachsene haben Jobs, die ihnen nicht gefallen, sie müssen Verantwortung übernehmen, mit ihrem Geld Haus und Kinder unterhalten und können nicht mehr aus diesem Rahmen ausbrechen. Das jugendliche Lebensmodell ist auch in Buenos Aires dynamisch, und dies wird deutlicher sichtbar, da es mehr Jugendliche als hierzulande gibt. Es ist offen angelegt, und falls positive Entwicklungen nicht stattfinden, ist das Leben unter Altersgenossen allemal angenehmer und vermittelt ein intensiveres Lebensgefühl.

## Studieren an der UBA

Von diesem Lebensgefühl kann man einen Eindruck gewinnen, wenn man die Universität von Buenos Aires (UBA) betritt. Allein wegen ihrer Größe läßt die UBA aufmerken: 170 000 Studierende, das sind zehnmal so viele wie an der TU München oder fünfmal so viele wie an der Universität Frankfurt am Main. Sie ist die größte staatliche Hochschule in Argentinien, gefolgt von der Universität in der 80 Kilometer entfernten Provinzhauptstadt La Plata mit 93 000 und Córdoba mit der ältesten Universität Argentiniens im Norden des Landes, an der 81 000 Studierende eingeschrieben sind.

Zwar wird tagsüber schon studiert, aber die Mehrzahl der Studierenden findet sich erst am Abend in der Uni ein, da ja während des Tages irgendeinem Job nachgegangen werden muß. Die auf die Stadt verteilten Fakultäten füllen sich ab fünf Uhr, die Lehrveranstaltungen dauern übli-

cherweise bis 22 Uhr. Die Anfahrtswege sind beachtlich, eine Stunde für den einfachen Weg ist durchaus normal. Und in der Uni warten die ganz normalen bürokratischen Hürden des Studierens: Für die Buchausleihe braucht es viel Geduld, da die Bücher relativ teuer sind, wird verstärkt auf Kopien ausgewichen. Es wird in Gruppen in der Bibliothek und in den Gängen gearbeitet und gelernt. Von einem Lebensgefühl im Studium zu reden ist vor allem an der UBA nicht bloß eine Floskel. Studieren dort ist „culto“ (Kultur), womit die UBA einen Vorzug hat, mit dem private Unis nicht konkurrieren können. Man trifft seine „gente“ (was man eher mit „Leute“ als mit Kommilitonen übersetzen muß), um sich auszutauschen, denn es existiert noch immer – beziehungsweise nach den Militärs wieder – der politische Diskurs und die Freude an der Diskussion. Flugblätter gehören an der UBA immer noch zum Tagesgeschehen.

Insgesamt scheint das Studium auch unter den schwierigen Bedingungen noch vielfach von einem kooperativen Grundkonsens getragen zu sein. Abschreiben lassen ist normal, und da es in Argentinien ohnehin immer ein wenig persönlicher zugeht, ist auch der Umgang an der Uni tendenziell eher Lebensstil als Konkurrenz. Studieren heißt auch, sich Zeit für den eigenen Lebensweg zu lassen. Studieren und jobben ist die brauchbare Mischung, sich noch nicht allzu festzulegen und dem „Ernst des Lebens“ im Beruf zu stellen. Probleme mit dem Studium sind also nicht allein Auslöser für lange Studienzeiten, zum Teil spiegelt das Verhalten auch die Schwierigkeiten wider, nach dem Abschluß eine adäquate Anstellung zu finden.

Woher die relative Gelassenheit kommt, ist schwer zu diagnostizieren. Denn an Problemen fehlt es nicht. Selbst in der Hauptstadt ist es schwierig, nach dem Studium einen Job zu finden. Viele versuchen nach dem Abschluß, ein Stipendium zur Finanzierung einer eigenen Forschungsarbeit zu finden. Aber auch diese Stipendien sind rar. Forschung im Rahmen der Universität, als Beiwerk der Lehrstühle, ist zumindest in den Geisteswissenschaften eher die Ausnahme. Allerdings sind Studierende, wie der Rest der Bevölkerung, damit vertraut zu improvisieren.

*Claus J. Tully  
Pedro Krottsch*

Dr. Claus J. Tully ist als Soziologe am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in München tätig. Pedro Krottsch leitet als Dekan das Büro der Postgraduierten an der UBA.

Der Beitrag ist zuerst erschienen in: „Deutsche Universitätszeitung“ (DUZ), 21. Februar 1997

*Im Juli dieses Jahres kam es zu den breitesten Protesten, die Nicaragua seit 1992 erlebt hat. Demonstrierende StudentInnen forderten die Regierung auf, zur Finanzierung der öffentlichen Universitäten die gesetzlich vorgeschriebenen sechs Prozent des Staatshaushaltes aufzuwenden. Während die neoliberalen Angriffe auf den Hochschulsektor immerhin noch heftigen Widerstand hervorrufen, wird das Schulsystem weiter ausgeblutet und immer mehr Menschen der Zugang zu jeglicher Bildung verweigert.*

Im August 1992 hatte das nicaraguansiche Parlament nach 50 Tagen massiver Proteste das Gesetz 151 verabschiedet. Dieses sieht vor, daß zur Finanzierung der öffentlichen Universitäten sechs Prozent des Staatshaushaltes verwendet werden sollen, einschließlich der außerordentlichen Einnahmen wie Auslandshilfen etc. Die Reform der Konstitution vom November 1994 erhob das Gesetz 151 in Verfassungsrang.

Rechtlich ist also alles klar, dennoch gibt es seit 1992 immer wieder Streit darum, in welcher Höhe die Regierung real die Ausgaben für die Unis im jährlichen Staatsetat festlegt. Weder die Chamorro noch die jetzige Alemán-Regierung haben jemals die Auslegung des Gesetzes 151 anerkannt. Sie weigerten sich, die außerordentlichen Staatseinnahmen miteinzuberechnen. Zur Jahreswende 1995/96 kam es daher zu heftigen Protesten, in deren Verlauf am 13. Dezember ein Student und ein Dozent von der Polizei getötet wurden.

Letzter Höhepunkt waren die Proteste vom Juli dieses Jahres. Im März 1997 hatte die neue liberale Parlamentsfraktion ihre erste Abstimmungsniederlage erlitten, als mit einer Stimme Mehrheit die sechs Prozent für den Staatshaushalt 1997, einschließlich der außerordentlichen Einnahmen, verabschiedet wurden. Daraufhin legte Präsident Alemán sein Veto ein, das Ende Juni in einer erneuten Abstimmung vom Parlament angenommen wurde. Diese Entscheidung löste die Protestaktionen aus. Das Universitätsviertel in Managua wurde tagelang weiträumig abgeriegelt. Anti-Terroreinheiten der Polizei griffen die friedlich protestierenden StudentInnen brutal an. Die Situation eskalierte, und es kam zu stundenlangen Straßenschlachten mit vielen Verletzten und Festnahmen.

# Wozu sollen Arme etwas lernen?

## Alemáns Bildungspolitik stößt auf den Widerstand der StudentInnen in Nicaragua

Die StudentInnenproteste fielen zusammen mit den Protesten von UnternehmerInnen gegen die Kredit- und Wirtschaftspolitik der Regierung, Protesten gegen den Räumungsaufschub von Ländereien, Häusern und Grundstücken und den Auseinandersetzungen um die Eigentumsfrage auf dem Land (vgl. Beitrag in dieser Ausgabe). Die Alemán-Regierung erlebte eine ihrer schwersten Krisen.

Seit dem 19. Juli verhandelt der Nationale Rat der Universitäten (CNU) wieder mit der Regierung. Diese bietet 282 Millionen Córdoba (29,7 Mio. US-Dollar) als Etat für den Hochschulsektor an. Der CNU fordert 333 Millionen Córdoba (35 Mio. US-Dollar). In den ersten Septembertagen begannen die StudentInnen wegen der schleppenden Verhandlungen erneut mit kleineren Protestaktionen.

Die Auseinandersetzungen um die sechs Prozent sind nicht nur ein finanzielles, ökonomisches und juristisches Problem, sondern auch ein sozial-politisches. Die wirtschaftliche, politische und soziale Krise hat in den letzten Jahren immer mehr Jugendliche vom Zugang zur Bildung ausgeschlossen. Untersuchungen der Zentralamerikanischen Universität (UCA) belegen, daß 25 Prozent der Kinder zwischen sieben und zwölf Jahren nicht zur Schule gehen. Bei den 13- bis 17jährigen sind es sogar 72 Prozent. Laut Daten der Weltbank von 1993 beenden nur 22 Prozent der SchülerInnen die Primarschule nach sechs Jahren mit einem Abschluß, auf dem Land sind es sogar nur sieben Prozent.

Ein Drittel der PrimarschulabsolventInnen schließt danach die Sekundarschule (fünf Jahre) ab, und von diesen gehen wiederum 15 Prozent zur Universität. Diese Zahl ist sinkend, und die soziale Zusammensetzung der neuen StudentIn-

nen verändert sich. Immer weniger Jugendliche aus den unteren Schichten können sich ein Studium leisten, und wenn, dann nur an den öffentlichen Unis. 20 Prozent aller StudentInnen an den öffentlichen Unis erhalten Stipendien, die jetzt bereits reduziert werden, weil die Mittel fehlen. Eine Reduzierung des Hochschulstats auf unter sechs Prozent des Haushalts würde den Zugang zu den Universitäten weiter einschränken, weil sich die Studiengebühren usw. stark erhöhen würden.

Universitäten und eines elitären Bildungssystems. Die Regierung wirft den öffentlichen Universitäten Ineffizienz, zu hohe Betriebskosten, niedriges akademisches Niveau und schlechte Abschlußquoten vor. Genauere Daten legt sie allerdings nicht vor. Sie strebt auch keine ernsthafte Auseinandersetzung über die gegenwärtige Bildungslage an und ist auch nicht an einer Verbesserung der Situation interessiert, sondern sucht Argumente, um die privaten Unis zu begünstigen.

Angesichts der desolaten Situation des nicaraguanischen Schulsystems haben die öffentlichen Universitäten das Problem, daß die StudentInnen große Wissenslücken haben, worunter das akademische Niveau an den Unis natürlich leidet. Die privaten Unis sind davon weniger betroffen, weil ihre StudentInnen zumeist die Primar- und Sekundarstufen in besser ausgestatteten Privatschulen absolviert haben.

Private Universitäten schießen wie Pilze aus dem Boden. Neben dem rein merkantilen Interesse vieler Unis sind einige Unileitungen eng mit der liberalen Führungskaste verbunden und die Hochschulen als ideologische Kaderschmieden konzipiert. Ein Beispiel dafür ist die Katholische Universität (UNICA), die nach der Wende 1990 von der katholischen Amtskirche und dem Vatikan gegen die als rote Kaderschmieden bezeichneten öffentlichen Unis, wie z.B. die Zentralamerikanische Universität der Jesuiten (UCA), gegründet



Ein Bild aus vergangenen Jahren: Erwachsenenbildung bei der Kaffee-Ernte 1983 in den Bergen Matagalpas

Von seiten der Regierung werden nicht nur finanzielle Argumente gegen die sechs Prozent ins Feld geführt, sondern das gesamte System der höheren öffentlichen Bildung infrage gestellt, zugunsten privater

wurde. Logisch, daß die AbgängerInnen der privaten Universitäten in der Privatwirtschaft bevorzugt Beschäftigung finden.

In einem Interview mit der Zeitschrift „envio“ stellt der UNESCO-Berater Juan

Bautista Arrien die Auseinandersetzungen um die sechs Prozent und die Regierungspolitik noch in einen umfassenderen Zusammenhang. Er fragt, ob der Kampf um die sechs Prozent nicht eine Falle sei, die die StudentInnen und die Bevölkerung mittelfristig auf ein Thema zu konzentrieren versucht, um sie von weitergehenden grundlegenden Veränderungen im Bildungsbereich abzulenken. Laut Juan B. Arrien hat sich die Weltbank in den Ländern des Südens nicht nur ermächtigt, die nationalen Ökonomien zu planen, sondern beginnt auch, die nationalen Bildungssysteme zu entwerfen. Während die UNESCO weitgehend marginalisiert wurde, hat die Weltbank die finanziellen Mittel für weltweite Bildungsprogramme und sogar deren Umsetzung an sich gezogen. Sie hat inzwischen mehr „Experten“ im Bildungsbereich beschäftigt als die UNESCO.

Inhaltlich soll Ländern wie Nicaragua ein Modell aufgedrückt werden, in dem die höhere öffentliche Bildung keine Rolle mehr spielt und die Primarbildung priorisiert wird. „Es paßt dem weltweit globalisierten Kapital nicht (...), daß in den Ländern des Südens eine wirkliche höhere Bildungskapazität existiert. Was sie interessiert, ist eine Primarausbildung, weil sie billige, etwas qualifizierte, Arbeitskräfte garantiert, und ihnen vor allem eine permanente Abhängigkeit unserer Länder sichert. Um *Maquilas* (freie Produktionszonen) zu unterhalten, wird keine höhere Bildung benötigt, es genügt die Primarbildung. Für das Weltkapital ist die höhere Bildung risikoreich, weil sie Unabhängigkeit schafft oder schaffen kann.“

Die Stärkung der „Privatinitiative“ im Bildungswesen bezieht sich nicht nur auf die höhere Bildung. In Nicaragua wurde mit Beginn der 90er Jahre die sogenannte „Schulautonomie“ eingeführt. Die führte aber nicht in erster Linie zu mehr inhaltlicher Beteiligung der Eltern und Gemeinden, sondern vor allem dazu, daß die Eltern heute 60 Prozent der gesamten Kosten für die Primarschulen übernommen haben. Praktisch ist also selbst die primäre Schulausbildung nicht mehr kostenlos, wie es die Verfassung vorsieht. Der Staat zieht sich immer mehr aus seiner Verantwortung zurück und überläßt sie den Eltern und Gemeinden. Das führt auch auf dieser Ebene zu einer Marginalisierung der unteren Bevölkerungsschichten, die sich die Primarschule nicht mehr leisten können, zumindest nicht mehr für alle Kinder. Hier schließt sich der Kreis, weil der Rückzug des Staates aus diesem Bereich Teil der vom IWF verordneten staatlichen Sparpolitik ist.

Otmar Meyer

## Trotz relativ guter Studienbedingungen sind die StudentInnen in Cuba frustriert

# Studieren im Mythos

*Mit Mythen lebt es sich leichter, in Mythen zu leben ist dagegen viel schwieriger und undankbarer. Das gilt auch für das Studium im heutigen Cuba. Der Versuch, über dieses Studium zu berichten, führt mitten hinein in die gegenwärtigen Herausforderungen und Schwierigkeiten, die der „Erhalt der Errungenschaften der Revolution“ mit sich bringt. Die Autorin Swantje Heinemeier unternimmt diesen Versuch und berichtet über Studienrealität und Zukunftsperspektiven der cubanischen Studierenden.*

Eine besondere Errungenschaft der cubanischen Revolution ist immer noch die für Lateinamerika unvergleichlich hohe Alphabetisierungsrate von 97 Prozent und das kostenlose Ausbildungssystem, einschließlich der Hochschulen. Den elf Millionen EinwohnerInnen stehen ca. 12 450 Schulen mit mehr als 200 000 LehrerInnen zur Verfügung. Hochschulen sind über das ganze Land verteilt und bieten so flächendeckend eine Möglichkeit zum Studium. Noch immer ist das staatliche Bildungssystem kostenlos, lediglich für Essen und Transport entstehen geringe Kosten, so daß wirklich jedem/r dieser Bildungsweg offensteht. Diese Möglichkeit nutzt ca. ein Drittel der SchülerInnen. Etwa die Hälfte bis zwei Drittel beenden auch ihr Studium, die anderen brechen ab, entweder weil sie außerhalb etwas Besseres finden (z.B. durch Beziehungen) oder weil sie den steigenden Anforderungen gegen Ende des Studiums nicht gewachsen sind.

Das zahlenmäßige Verhältnis der ProfessorInnen zu ihren Studierenden ist im Vergleich mit deutschen Verhältnissen beneidenswert. Übervolle Hörsäle sind

nicht zu finden, sondern klassenähnliche Gruppen in einem vom Plan bestimmten anglo-amerikanischen Studiensystem – aus deutscher Sicht wirkt es eher verschult. Der Zugang zu den einzelnen Studienfächern wird durch den Plan insofern bestimmt, daß vorab festgelegt wird, wieviel AbsolventInnen pro Fach in fünf Jahren benötigt werden. Die Interessierten können sich auf die entsprechenden Studienplätze frei bewerben. Die Auswahl erfolgt über ein System, das dem der ZVS in der Bundesrepublik Deutschland ähnelt. Dabei ist das Verhältnis von Männern und Frauen auch in den technischen Berufen ausgewogen.

Auch an den Hochschulen ist das Leben wie in der gesamten cubanischen Gesellschaft über sogenannte „Massenorganisationen“ zusammengeschlossen. Neben der FEU (Federación de Estudiantes Unidos), als der größten gibt es noch etwa zehn weitere Gewerkschaftsgruppen oder Organisationen. Sie alle sind nominell Nichtregierungsorganisationen, eine Mitgliedschaft ist nicht obligatorisch für das Studium. Dennoch ergibt sich aus der korporatistischen Organisation der cubanischen Gesellschaft, daß letztlich jede/r daran teilnimmt, um die Einrichtungen, die vom Staat über sie zur Verfügung gestellt werden, nutzen zu können oder um Beziehungen zu knüpfen, die später das Vorwärtskommen erleichtern. Ihr Freiwilligkeitscharakter und ihre offizielle Unabhängigkeit ändern nichts an der Tatsache, daß sie auch als *agencias de control* fungieren, da auch hier hohe soziale Versorgung mit hoher sozialer Kontrolle verknüpft ist.

Diese Rahmenbedingungen sind es, die Studieren in Cuba zum Leben im Mythos machen. Und dieses Leben und die gesellschaftlichen Implikationen sind durchaus ambivalent. Das liegt zum einen an der Wirtschaftskrise, die in Cuba herrscht. Auch hier handelt es sich um ein Leben in einem Mythos, denn, wenn auch die Auswirkungen des US-amerikanischen Embargos sicher nicht unterschätzt werden dürfen, rühren viele struk-

turelle Schwächen von einer stagnativen Politik her, die eine einseitige Ausprägung bestimmter Zweige aus RGW-Zeiten (Tabak, Zucker, Tourismus) noch immer nicht effektiv durch Diversifizierung ersetzt. Zudem hat die Existenz einer „Zwei-Währungs-Ökonomie“ dazu geführt, daß sich die Lebensperspektiven der CubanerInnen immer danach orientieren müssen, wie mensch an die nötigen US-Dollar kommt, um sich z.T. sogar Grundnahrungsmittel in ausreichendem Maße zu verschaffen. Hier bietet der Tourismus neben „Verwandten in Miami“ die einzige Möglichkeit. Und so bestimmt dieser auch die Studienrealität und Zukunftsperspektiven vieler StudentInnen.

### Alle wollen in den Tourismus

Durch die anhaltende Wirtschaftskrise haben sich die Studienbedingungen drastisch verschlechtert. Waren früher selbst Bücher und andere Lehrmittel gratis und die Bibliotheken gut bestückt, sind heute häufig die Studierenden, die Verwandte im Ausland und damit Zugang zu Devisen oder nicht in Cuba vorhandenen Publikationen haben, besser ausgestattet als die ProfessorInnen. Arbeitet StudentIn bereits im Tourismus, so hat er/sie dort die Möglichkeit, über die Satellitenantennen oder Computer der Hotels an Informationen oder Magazine heranzukommen, die an den Universitäten meist nicht zugänglich sind. Die wenigen grundlegenden Bücher, die den Studierenden zur Verfügung stehen, werden an diese verliehen oder müssen für ca. 20 Pesos gekauft werden. Aktuelle Literatur, die sich häufig im privaten Besitz der ProfessorInnen befindet, dürfen die Studierenden meistens nur im Beisein der BesitzerInnen lesen. So können die ProfessorInnen ihren StudententInnen wenigstens ein Mindestmaß an neuerer Literatur zur Verfügung zu stellen. Solche Bücher ersetzen zu müssen, würde bedeuten, fast einen gesamten monatlichen Durchschnittslohn (200 Pesos, etwa 10 US-Dollar) aufzubringen.

Besondere Initiative zeigt der Staat in den Fächern Medizin und Biologie (Forschung in den Bereichen HIV und Gentechnologie), in die er ein Höchstmaß an Mittel lenkt. Dort sind die Studienbedingungen entsprechend besser. In den übrigen Fächern müssen die Studierenden inzwischen mit Unterrichtsausfall rechnen, ein Unding in früheren Zeiten.

In dieser Situation gibt es zwei Faktoren, die das Studium besonders attraktiv machen – auch wenn sie nicht notwendigerweise

im Vordergrund einer Studienentscheidung stehen: die relative sichere Versorgung während des Studiums und die Aussicht auf eine Zukunft im Tourismusbereich. Angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten im täglichen Leben bietet das Studium zumindest für vier bis fünf Jahre eine sichere Perspektive, bevor die Unsicherheit des Arbeitslebens beginnt, angefangen von der problematischen Versorgungslage bis zu betriebsbedingten Schwierigkeiten. Andererseits ist der Abschluß einer Ausbildung die Voraussetzung für jeden Job. Das Studium bietet hier zwar keine Aussicht auf einen besserbezahlten Job – denn der Durchschnittslohn liegt auch für AkademikerInnen meist nicht über 200 Pesos, aber er kann ggf. den Zugang zu Zusatzqualifikationen öffnen, die für eine Tätigkeit in der stark boomenden Tourismusbranche nötig sind, welche die Chance bietet, an US-Dollar heranzukommen. Einen speziellen Studiengang im Tourismusbereich gibt es zwar nicht, wohl aber Kurse. Um beispielsweise als ReiseführerIn in einer staatseigenen Tourismusagentur arbeiten zu können, muß ein psychometrischer Test (Intelligenztest) bestanden, ein persönliches Interview überstanden und mindestens zwei Fremdsprachen und ein abgeschlossenes Studium nachgewiesen werden. Die im Verhältnis zu den offiziellen Löhnen sehr hohen Einkommensmöglichkeiten im Tourismus lassen viele Studierende ihren eigentlichen Berufswunsch vergessen. Woher sollen sie auch die Motivation nehmen, für 200 Pesos im Monat Tag für Tag hart zu arbeiten, wenn sie allein durch Trinkgelder an die so sehr benötigten Dollars kommen können. Diese Diskrepanz erzeugt viel Frust unter den StudentInnen.

Neben dem Tourismus sind es noch die Joint-Ventures, die eine Perspektive bieten, oder der Versuch, ein Stipendium für ein Auslandsstudium zu erhalten. Letzteres wird immer schwieriger, vor allem durch den Wegfall der engen Kooperation mit der (Ex-)DDR.

Alle anderen Alternativen erscheinen eher unzureichend. Bleibt mensch nämlich im Land und findet einen Arbeitsplatz, folgt häufig Ernüchterung: Gut ausgebildet und zum Teil hochspezialisiert reicht der Lohn in einheimischer Währung kaum aus, um die Grundbedürfnisse zu befriedigen. Zu viele Güter sind ausschließlich in Dollar zu haben, auch wenn Anstrengungen unternommen werden, wieder mehr Waren dem Peso-Markt zuzuführen.

So erzeugt die Existenz der „Zwei-Währungs-Ökonomie“ Probleme über

die täglichen Versorgungsprobleme hinaus. Mittelfristig muß es für die Gesellschaft und Ökonomie in Cuba bedenklich sein, wenn die besten Berufschancen für ausgebildete PsychologInnen oder IngenieurInnen hinter der Bar eines Hotels oder als Zimmermädchen liegen, bzw. wenn die ExpertInnen versuchen, das Land zu verlassen. Solange sich hier nicht grundsätzliche Veränderungen in der Gesamtkonomie ereignen, wird sich die Situation des Studiums weiter verschlechtern.

### Bewahren durch Verändern

Es würde aber der Ambivalenz des Lebens im Mythos nicht gerecht, wenn nicht auch gesehen wird, daß es durch die Studiemöglichkeiten und die hohe Qualifizierung eines Großteils der Bevölkerung ein großes Potential und reiche Ressourcen in Cuba gibt, die Veränderungen herbeizuführen, die nötig wären, um in der dritten Generation „die Errungenschaften der Revolution“ zu bewahren. Und das wiederum heißt, sie zu wandeln und entsprechend den neuen Realitäten adäquat anzupassen. Cuba hat immer noch das Potential zu einem „dritten Weg“ zwischen der ehemaligen UdSSR (= Untergang und wirtschaftliche Katastrophe durch mafiösen Kapitalismus) und den USA (= Abhängigkeit und Verkommen zum Puff der Vereinigten Staaten), auch wenn dieser Weg sich sicher von den Vorstellungen der „Helden der Revolution“ unterscheiden muß.

Viel wird davon abhängen, ob es der Regierung und Gesellschaft in

Cuba gelingt, eigenständig und realistisch dieses Potential zu nutzen. Dabei kann sich die Partei durchaus auf die Anfänge der Revolution



beziehen, in denen die „sozialistischen“ Prinzipien eine andere Rolle spielten als heute. Noch immer gibt es eine

Mehrheit in der Gesellschaft, der die Perspektive des US-amerikanischen We-

# In Zukunft wird gezahlt

## Interview mit einer mexicanischen Studentin über Universitätsalltag an der UNAM

*Warum studierst du an der UNAM?*

Die UNAM ist für StudentInnen die billigste Universität in Mexico. Sie ist die einzige Alternative für viele Jugendliche. Die Minimalgebühr pro Semester beträgt zwei Pesos (umgerechnet ergibt das den symbolischen Preis von 40 Pfennig – die Üb.s.ä.). Außerdem ist die UNAM eine beliebte und in jeder Hinsicht wichtige Universität. Auch international ist sie sehr anerkannt.

*Wie hoch sind die Studiengebühren an privaten Universitäten?*

Je nach Uni zahlst Du 1000 bis 4000 Pesos pro Semester (etwa 200 bis 800 DM).

*Wieviele private Unis gibt es in Mexico-Stadt?*

Ich selbst kenne sieben private Universitäten, genaue Zahlen habe ich allerdings nicht. In letzter Zeit, seitdem sich die ökonomische Krise zugespitzt hat, ist die Zahl der Privat-Unis angewachsen, da man damit auch Geld verdienen kann.

*Kannst du mir etwas über die „Modernisierungsmaßnahmen“, die zur Zeit die UNAM betreffen, erzählen?*

Im Moment finden einige Umwälzungen in Mexico statt, besonders an der UNAM, was damit zusammenhängt, daß wir einen neuen Universitätsdirektor bekommen haben. Außerdem beabsichtigt die Regierung, die Studiengebühren zu erhöhen, im Gespräch ist ein Betrag zwischen 100 und 400 Pesos (ca. 20 bis 80 DM).

Außerdem Seite hat es Veränderungen in den Studienordnungen gegeben. Die wesentlichste Veränderung besteht darin, daß bestimmte Kurse zusammengelegt wurden, wodurch man DozentInnen einsparen kann.

Was mir wirklich Sorgen macht, sind die Studiengebühren – das wird auf jeden Fall gravierende Folgen für die StudentInnen haben, die sich das nicht leisten können. Das StudentInnenleben ist auch jetzt schon teuer genug – du kannst leider nicht wie

*Die UNAM (Universidad Autónoma de México) in Mexico-Stadt (D.F.) ist eine öffentliche Universität. Doch Rationalisierung und Studiengebühren sind auch in dieser Uni keine Tabuthemen mehr. ilar-Mitarbeiterin Britt Weyde sprach mit der Philosophiestudentin Vero(nica) über (geplante) Veränderungen und studentischen Alltag. Dabei taten sich einige Parallelen zu hiesigen Verhältnissen auf.*

hier in Deutschland mit dem Fahrrad zur Uni fahren. Für sehr viele Studierende an der UNAM, die nicht in der Hauptstadt sondern in den umliegenden Dörfern wohnen, sind die Kosten für die Anfahrt kaum zu bezahlen. Die Mehrheit der StudentInnen kann es sich auch nicht leisten, etwas Richtiges zu essen, die meisten nehmen nur eine Mahlzeit pro Tag ein. Das wirkt sich natürlich auf unsere Leistungsfähigkeit aus. Außerdem müssen viele StudentInnen jobben, sie arbeiten sechs Stunden am Tag und gehen danach zu ihren Kursen.

*Wieviel Prozent der Studierenden jobben?*

Ich weiß es nicht genau, gehe aber mal von 80 Prozent aus. In diesen Halbezeitjobs wirst du richtig gut ausgebeutet.

*Trotzdem scheint ein Studium aber immer noch die bessere Alternative zu sein?*

In Mexico ist Bildung lange Zeit ein Allgemeingut gewesen. Mittlerweile mußst du auch mindestens die „preparatoria“ (vergleichbar dem Abitur – die Üb.s.ä.) abgeschlossen haben, um irgendeinen Job zu bekommen. Daher wollen die meisten Jugendlichen studieren, es ist fast wie eine Regel: „Bist du jung, gehst du zur Uni“. Daher herrscht ein großer Andrang, besonders an der UNAM. Nun will die Regierung die Zahl der Studierenden begrenzen. In

Zukunft mußst du einen bestimmten Notendurchschnitt haben, um studieren zu können. Mit einem Durchschnitt von 8 oder 7,5 (10 ist die beste Note in Mexico – die Üb.s.ä.) wirst du noch genommen, hast du einen Durchschnitt von 7 oder 6, wirst du abgelehnt.

*Gab es vorher keine Zugangsbestimmungen?*

Nein. Dein Abschlußzeugnis wurde zwar schon in die Bewertung einbezogen, aber auch mit einem Durchschnitt von 6 konntest du ohne Probleme z.B. Rechnungswesen studieren. Da dieser Studiengang sehr gefragt ist, soll offensichtlich ein Auswahlverfahren eingeführt werden, welches nur den Leuten mit den besten Noten den Zugang ermöglicht. Dieser feste Notendurchschnitt wird jetzt in allen Fächern eingeführt.

*Welche Studiengänge sind die beliebtesten an der UNAM?*

Auch in Mexico wirst du von klein auf darauf getrimmt, daß du später viel Geld verdienen mußt, eine schönes Haus und ein Auto haben mußt. Denn ein gebildeter Mensch muß sich Luxus leisten können! Deshalb ist einer der beliebtesten Studiengänge Jura, weil er eben viel Geld verspricht. Für mich ist das ein Witz, da es den Rechtsstaat hier nicht gibt. Weitere beliebte Fächer sind Rechnungswesen und Verwaltungsstudiengänge.

*Welche Perspektiven haben StudienabgängerInnen heute auf dem mexicanischen Arbeitsmarkt?*

Früher gab es den Mythos, daß ein Universitätsabschluß eine gute Anstellung, ein hohes Gehalt oder zumindest dein Überleben garantierte. Heute ist das total anders, selbst wenn du *sehr* qualifiziert bist, bekommst du nicht unbedingt eine Anstellung. Um als AkademikerIn an einen guten Arbeitsplatz zu kommen, mußt du über gute Beziehungen zu einflußreichen Personen verfügen. Aber wenn du arm bist

# Porrismo:

## PRI-nahe „schlagende Verbindungen“ terrorisieren oppositionelle Schüler- und StudentInnen

*Wer in Mexico zur Schule geht oder Student ist, wird früher oder später mit einem Problem konfrontiert, das wohl aufgrund der verschiedenen sozialen und politischen Faktoren, die es bestimmen, weltweit einzigartig ist. Die Rede ist vom „Porrismo“, einer spezifisch mexicanischen Art, Studentenbewegungen zu bekämpfen. So spezifisch, daß allein der Begriff des Porro oder des Porrismo unübersetzbar ist.*



Foto: Burkhard Brinker

und auch keine Kontakte hast, bist du aufgeschmissen. Viele AkademikerInnen enden schließlich als Busfahrer oder Verkäuferin.

*Die Tendenz gibt es hier auch. Und was passiert mit den vielen JurastudentInnen?*

Ich persönlich halte nicht sehr viel von den mexicanischen RechtsexpertInnen, da die meisten von ihnen bei der PRI (Regierungspartei – die Red.) arbeiten und die Bevölkerung verarschen. Sie bereiten die rechtlichen Grundlagen für die Verbrechen der Großunternehmer und der Abgeordneten vor. Die Anwälte verteidigen und vertuschen alle Schweinereien. Daher stellt die PRI sie an und zahlt ihnen hohe Gehälter.

*Gibt es an der UNAM studentische Gruppen, die Uni-Politik betreiben?*

Es gibt Gruppen, die für mich aber eine Farce sind; diese Leute kämpfen nicht wirklich für studentische Interessen, sie wollen sich einfach nur profilieren. Das sind meistens Leute, die schon seit Jahren an der Universität sind – und auch nicht studieren, das sind Fossilien.

*Sind die StudentInnen der UNAM politisch interessiert bzw. engagiert?*

Obwohl die philosophische Fakultät den „politischsten“ Ruf hat, sind die StudentInnen meiner Fakultät sehr unpolitisch. Ich kenne einige Leute, die sehr intellektuell sind und viel durchschauen, aber nichts machen. Sie bleiben auf ihrer metaphysischen Ebene und haben keinen Bezug zur Realität mehr. Philosophie ist hier in Mexico etwas für die bürgerlichen, die reichen Leute. Aber auch die StudentInnen der anderen Fächer basteln lieber an ihrer Karriere, als sich politisch zu engagieren. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, sehr mutige Menschen, die theoretisch viel drauf haben und sich für soziale Veränderungen einsetzen.

*Das Gespräch führte Britt Weyde im Juli 1997 in Köln.*

Politische Kontrollmechanismen in Mexico waren schon immer ein klein wenig raffinierter als in anderen Ländern Lateinamerikas. Wenn nötig, brutal wie jede andere Einparteien-Diktatur auch, zog es das Regime jedoch, wenn möglich, vor, subtiler zu handeln. Sei es die Kontrolle der Gewerkschaften, der Campesino- und indigenen Organisationen, der Landbesetzer, der Nachbarschaftsvereinigungen oder der Studenten, alles hat mit dem Zauberwort Korporativismus zu tun.

Der mexicanische Korporativismus läßt sich nicht erklären, ohne den doppelten, „links“ populistischen Diskurs des Regimes zu erwähnen. Durch diesen gibt es sich auf der einen Seite als sozialistisch, antiimperialistisch und emanzipatorisch, auf der anderen Seite dient er als Maske für ein obskures Geflecht aus wirtschafts- und machtpolitischen Interessen von Personen und Gruppen, deren gemeinsamer Nenner einfach zu finden ist: Der Wille, daß keine politische oder soziale Instabilität ihre Macht über das Land in Frage stellt. Legitimiert wurde das Ganze unter anderem durch eine sehr offene Haltung den

linken Intellektuellen gegenüber, die aber nur geduldet wurden, solange sie in ihren universitären Zirkeln blieben.

Der Korporativismus ist ein Produkt der nachrevolutionären Regierungen, die – ohne eine einheitliche ideologische Linie, wie sie z.B. die Bolschewiken hatten (so einheitlich war die ja wohl nicht, sie wurde dadurch vereinheitlicht, daß von Kronstadt bis zu den Moskauer Prozessen all diejenigen niedergemacht wurden, die eigene Ideen im Kopf hatten – der libertäre Sätz.) – nach Beendigung des Bürgerkrieges 1920 anfangen, ein Hegemonieprojekt für die gesamte Nation auszuarbeiten. Dieses Projekt sollte ihnen Legitimität geben und die nationale Einheit gewährleisten. Das System wurde hauptsächlich auf drei Säulen aufgebaut: dem „Arbeitssektor“, dem „Bauernsektor“ und dem „Volkssektor“ und sollte angeblich vor allem die Interessen dieser „Sektoren“ vertreten. Um das besser tun zu können, mußten aber in der Logik dieses Systems zunächst alle unabhängigen Organisationsformen zerschlagen werden (Niederschlagung der zapatistischen Bewegung, Bekämpfung des un-

abhängigen Syndikalismus). Dabei war die entscheidende Idee: „Teile und herrsche“.

## Antwort auf die Studentenbewegung

„Teile und herrsche“ ist auch der Grundgedanke, der hinter dem Entstehen der *Porros* steht. Vor den sechziger Jahren waren die Studentenbewegungen für den mexicanischen Staat kein allzu großes Problem gewesen. Aber spätestens mit der 68er-Bewegung, die mit dem Massaker vom 2. Oktober (ein paar Tage vor Beginn der Olympischen Spiele 1968) auf dem Platz der Drei Kulturen vorläufig vom Staat brutal beendet wurde, war es für diesen klar, daß an den Schulen und Universitäten für ihn eine ernsthafte Gefahr entstehen konnte. Der Grad der Politisierung war zum Teil erheblich, so erheblich, daß viele Fabriken keinen mehr einstellten, der mehr als sechs oder neun Jahre Schulbildung hatte, und so mußte ein Weg gefunden werden, der es erlaubte, eine dauerhafte Kontrolle über die Studentenbewegungen zu gewährleisten. Es lag natürlich nahe, das Rezept zu kopieren, mit dem man den unabhängigen Syndikalismus zurückgedrängt und eine immer größere, direkt vom Staat kontrollierte Gewerkschaftsorganisation aufgebaut hatte.

Die ersten Auftritte des *Porrismo* fanden nicht erst nach 1968, sondern schon Ende der 50er Jahre statt, als am Nationalen Politechnischen Institut (IPN) die ersten unabhängigen Organisationsversuche der Studenten für bessere Studienbedingungen stattfanden, und mit ihnen die ersten Streiks. Die Nationale Föderation Technischer Studenten (FNET), Teil des „Jugendsektors“ der Staatspartei Institutionelle Revolutionäre Partei (PRI), wurde von offizieller Seite eingesetzt, um die Streiks zu brechen.

Aber erst im Verlauf der 68er Bewegung, als die unabhängigen Gruppen die offiziellen Organisationen „überholten“, sowohl in der Mitgliederzahl als auch in der Radikalität ihrer Forderungen, begann die PRI systematisch Kader ihrer Jugendorganisation Revolutionäre Jugendfront (FJR) in die verschiedenen Mittel- und Hochschulen zu schleusen, mit dem Ziel, die Opposition innerhalb dieser Institutionen zum Verstummen zu bringen. Diese Kader bedienten sich einer ganzen Reihe von Mechanismen, um Mitglieder für ihre Gruppen anzuheuern. Ihren vielleicht seltsam erscheinenden Namen haben die *Porros* (das Wort *Porrismo* kommt von *Porra*, was soviel heißt wie das englische Wort „Cheerleader“) der Tatsache zu

verdanken, daß ihre Mitglieder (in der Regel mit 15 Jahren) zumeist unter dem Vorwand rekrutiert werden, ihre Schulmannschaft (hauptsächlich in American Football) zu unterstützen. Offiziell sind die *Porrogruppen* auch nichts anderes als Fanclubs *Honorables Porras Oficiales* (Ehrenhafte Offizielle Porras, HPO). Wo aber der sportliche Enthusiasmus nicht ausreicht, werden die Schüler oft ganz einfach unter Ausübung von körperlicher Gewalt oder unter Androhung von Schulausschluß gezwungen, bei den Aktionen der *Porros* mitzumachen. Dabei ist es auch offensichtlich, daß die Schulleitungen bis hin zur Generaldirektion des IPN und zum Rektorat der Autonomen Nationaluniversität (UNAM) oft ihre Hände im Spiel haben oder solche Machenschaften wenigstens wissentlich dulden.

## Wie funktionieren die Porros?

Die Organisationsstruktur des *Porrismo* geht weiter von der PRI bzw. der FJR aus und von dort über die Dachorganisationen wie die Föderation Politechnischer Studenten (Nachfolgerin der FNET) und die Demokratische Organisation Technischer Studenten (ODET) – beide am IPN, oder die Föderation der Universitätsstudenten (FEU) an der UNAM. Diese sind die Schnittstellen zwischen der offiziellen Politik – sie nehmen auch an der Verteilung von Kandidaturen der PRI für Parlamentsitze und von sonstigen politischen Posten teil – und den verdeckten Aktivitäten der *Porros*, die über sie finanziert werden. Die ODET ist ein Sonderfall in der Hinsicht, daß sie nicht direkt mit der PRI, sondern mit der Sozialistischen Volkspartei (PPS) in Verbindung gebracht wird, einer Minipartei aus dem Spektrum der „offiziellen Opposition“.

Innerhalb der genannten Dachorganisationen gibt es verschiedene Interessengruppen, die sich untereinander die Machtpositionen streitig machen. In gewisser Weise sind diese Gruppen mafiaähnlich organisiert. Zu ihren Aktivitäten zählen neben den Funktionen, die sie vom Apparat zugewiesen bekommen, die Schutzgeldererpressung von fliegenden Händlern, Plünderungen und Raubüberfälle, die dann von der Polizei nach Belieben anderen, zumeist politisch und sozial mißliebigen Gruppen in die Schuhe geschoben werden. Zuletzt geschah dies beim Gedenkmarsch zum Jahrestag vom 2. Oktober im letzten Jahr, wo – nachdem als *agent provocateurs* auftretende *Porros* unter Polizeischutz mehrere Geschäfte beschädigt und beraubt hatten – 40 Teilnehmer des libertären Blocks vorübergehend festgenommen wurden.

Innerhalb der Schulen, vor allem des IPN, aber in letzter Zeit auch anderer Institutionen, wird von den *Porrogruppen* ein Klima absurder Gewalt geschaffen, indem die einzelnen Schulen von den Direktionen und politischen Kadern aufeinandergehetzt werden, was sich in regelmäßigen Auseinandersetzungen, oft mit Schußwaffeneinsatz, niederschlägt. Beispielsweise greifen *Porros* von der Vocacional 3 (*Vocacionales* sind die Mittelschulen des IPN) das Gebäude der Vocacional 7 mit Molotowcocktails, Steinen und Flaschen an, dringen ein, schlagen alles kaputt und wahllos auf Leute ein. Teile und herrsche.

An einigen Schulen, die fest von den *Porros* kontrolliert werden, müssen linke Studentengruppen quasi im Untergrund arbeiten. Wenn sie entdeckt werden, ist das Wenigste, was ihnen passieren kann, daß sie aus der Schule rausschikaniert werden. 1987 gab es in einigen *Vocacionales* einen organisierten Versuch, sich der *Porros* zu entledigen, der zwar teilweise erfolgreich war, im Laufe dessen aber vier Schüler von diesen erschossen wurden.

An der UNAM ist das Problem des *Porrismo* nie so ausgeprägt gewesen wie am IPN. Aber auch hier tauchen immer gleichzeitig mit großen Studentenbewegungen, wie der von 1987 gegen die Studiengelderhöhung und die Verschärfung der Auswahlkriterien – die 300 000 Studenten mobilisierte – immer wieder *Porrogruppen* auf.

In den letzten Jahren und Monaten hat sowohl die UNAM als auch das IPN verlauten lassen, sie werden alles tun, um das Problem des *Porrismo* zu beenden. Nun ist es aber so, daß es für die Direktionen beider Institutionen offiziell nie ein solches Problem gegeben hat. Für sie gab es immer nur „Studentenbewegungen“, in die sie sich angeblich nicht einmischen wollten. Was also aus solchen Verlautbarungen herauszulesen ist, bleibt eher dürrtig.

Es ist wahrscheinlich, daß die Lösung des *Porro*-Problems schon begonnen hat: Es zerfällt, wie möglicherweise das gesamte Einparteiensystem. Am Beispiel der Gewerkschaften und Campesinoorganisationen (vor allem der letzteren) ist in den letzten Jahren deutlich geworden, daß die korporative Kontrolle langsam, aber sicher bröckelt, was sich nicht zuletzt auch in den letzten Wahlen widerspiegelt. Der Zerfall des Systems wurde unter anderem durch die Studentenbewegung in den 60ern eingeläutet. Jetzt könnten ihre Spätfolgen sie von einem Kontrollmechanismus befreien, der als Reaktion auf sie eingesetzt wurde.

Alex Bruck

# 1968

## Paco Ignacio Taibo II über die mexicanische Studentenbewegung

aus dem Buch, in der er die ersten Tage

der Bewegung beschreibt.

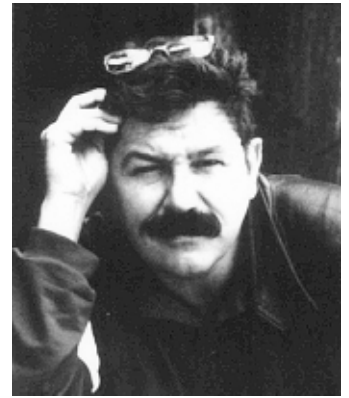
Es gibt die allgemeine Übereinkunft, daß die Bewegung am 26. Juli 1968 explodierte, aber wie immer in der wirklichen Geschichte wußten wir, die wir sie zur Explosion brachten, damals nicht, was explodierte. Es lag etwas in der Luft, an den Schulen kam etwas in Bewegung, aber wir bewegten uns noch in den alten Bahnen, mehr oder weniger traditionell, mit alten Formen der Führung und politischen Mobilisierung. Es gab hier und dort Keime des Neuen, aber wegen der Geschwindigkeit, mit der die Ereignisse sich entwickelten, war es schwierig, sie auszumachen: die Solidaritätsdemonstrationen mit Vietnam, bei denen die Brigaden entstanden, die fliegenden Aktionsgruppen aus fünf oder sechs Freunden, die Blitzkundgebungen in der Stadt abhielten, der Studentenstreik der Technischen Hochschulen von 67, die Demonstration gegen die Bombardierung von Hanoi, bei der Chinakracher in die Mülleimer des Vergnügungsviertel geworfen wurden, um die Grenadiere verrückt zu machen, die die US-Botschaft schützten, die Hungerstreiks von Demetrio Vallejo für die Freiheit der politischen Gefangenen, die ihr Echo in einem entsprechenden Hungerstreik bei den Politologen fanden.

Am 26. Juli gingen wir Roten, etwa sieben- oder achttausend, vielleicht hundert mehr als im Monat zuvor, in einer Solidaritätsdemonstration für die cubanische Revolution auf die Straße, die in San Juan de Letran loszog. Es war eine eher rituelle Demonstration der Linken. Wie andere, wie immer.

Ich ging mit Santiago Ramírez und ein paar Typen, die sagten, sie seien Costaricaner, obwohl ich Jahre später erfuhr, daß sie Teil des entstehenden zukünftigen Sandinismus waren und die sich, weil sie noch mehr Ausländer waren als wir, an uns gehängt hatten, damit wir ihnen als Führer dienten.

Als die Demonstration in die Alameda einbog, hörten wir in der Ferne den Chor anderer Rufe. Sei es weil Santiago und ich aus dem Holz der neuen Linken waren, weil wir weniger orthodox waren als die Mehrheit, sei es weil er der Sohn eines Psychologen war und ich der eines Journalisten, jedenfalls verließen wir unsere Demonstration, deren Ende in trägen Reden vorhersehbar schien, und zogen als Zuschauer los. Wir liefen ein Dutzend Häuserblocks weit, die Ticos im Schlepptau. Plötzlich waren wir mitten in einer Demonstration von Studenten des Polytechnischen Instituts, die gegen die Schlägertrupps und die Angriffe von Jugendbanden protestierten, auf den Zócalo zuzogen und die FNET niedermachten, die Organisation zur Kontrolle der Studenten, die die Regierung im Polytechnischen Institut unterhielt. Sie schienen fröhlicher und sehr viel weniger ernst als wir. Sie schienen gut drauf zu sein. Sie schienen unschuldiger.

Plötzlich begannen sich die Metalljalousien der Geschäfte zu schließen. Vorne ertönten Schreie, das Paff-Paff der explodierenden Gasgranaten. Sekunden später waren wir von Grenadiere umringt, die uns nicht aufforderten, uns aufzulösen, sondern begannen, uns zu verprügeln, wobei sie ausnutzten, daß wir in der Enge der Palma-Straße in der Falle saßen. Die Türen schlossen sich. Ich erinnere mich deutlich an das Blut, das jemandem neben mir über die Stirn lief, an die Schuhe, die verloren gingen, als die Leute versuchten loszurennen und kein Platz war, um aus der ersten Reihe zu kommen. Das Gefühl, niemals von dort entkommen zu können, ohne verprügelt zu werden. Die Grenadiere kamen näher. Die Menge rückte zusammen, Schreie und Keuchen, ein paar Schläge auf die Köpfe, ohne Mitleid, voller Haß. Das Gefühl, keinen Ausweg zu haben und die Prügelei werde niemals enden, löste Panik aus. Einer der Ticos versuchte eine Pistole zu ziehen, Santiago und ich hielten ihn davon ab. Wenn er geschossen hätte, wären wir massa-



Während den revoltierenden StudentInnen 1968 in Europa Polizeiknüppel und meist kurzfristige Verhaftungen drohten (wobei Todesopfer durchaus in Kauf genommen wurden, wie in der BRD Benno Ohnesorg und Rudi Dutschke), ging die Staatsführung in Mexico mit brachialer Gewalt gegen die Studentenbewegung vor. Brutale Militäreinsätze, Massenverhaftungen und Folterungen kulminierten schließlich im Massaker von Tlatelolco, bei dem Mexicos Sicherheitskräfte am 2. Oktober 1968, wenige Tage vor Beginn der Olympischen Spiele, 400 StudentInnen ermordeten. Der 2. Oktober wurde zu einem traumatischen Datum in der jüngeren Geschichte Mexicos, und angesichts der Zahl der Opfer ist es verständlich, daß in der Erinnerung die mexicanische Studentenbewegung vor allem durch das Massaker geprägt wird. Dieser Tage ist ein beeindruckendes Buch des Schriftstellers Paco Ignacio Taibo II zur 68er Bewegung in Mexico erschienen. Im Vorwort betont Paco, der damals zu den AktivistInnen der Bewegung gehörte, daß die mexicanische Studentenbewegung mehr war als Tlatelolco und es ihm in dem Buch darum ginge, die Erinnerung daran zurückzugewinnen. Als kleine Kostprobe veröffentlichen wir im folgenden jene Passage

kriert worden. Die Grenadiere hatten nicht bloß Schlagstöcke, sondern auch Gewehre. Die Phalanx der Grenadiere rückte näher, Körper gingen blutend zu Boden. Ein Unfall. Eine Lücke tut sich in der blauen Umzäunung auf. Rennend gelingt uns eine glückliche Flucht, bis wir auf einem Parkplatz erneut von drei oder vier Polizisten gestellt werden. Die heroische Tat Santiagos, der sich auf einen Grenadier wirft, der gerade einem Jugendlichen von einer Fachschule mit einem Schlagstock das Genick brechen wollte, und den Polizisten im Arm über den Boden rollt. Neue Flucht durch die Straßen des Zentrums, die in meiner Erinnerung unbeleuchtet waren. Ankunft in Prepa 3, wo wir die Sitzung des Filmclubs unterbrechen, auf die Bühne sprangen und schreiend darum baten, das Licht einzuschalten, um zu informieren, daß draußen auf der Straße die Polizei verrückt spielte. Die repressive Regierung von Díaz Ordaz... Die Sicherheit, daß etwas im Gange war, die Bilder, die sich in die Netzhaut gruben, um ins Gedächtnis zu gelangen. Der Besuch im Haus einer Freundin, die gerade ein Kind bekommen hatte. Die Nachricht, daß auch die Demonstration vom 26. Juli mit Gas und Schlagstöcken auseinandergetrieben worden war. Waren sie wirklich verrückt geworden?

Es war nicht das erste Mal, daß sie uns verprügelten. Es war eine der ungesunden Angewohnheiten des mexicanischen Staates, den Studenten ab und zu den Stock zu verabreichen, damit sie wußten, wer das Sagen hat. Die Grenadiere hatten im Jahr zuvor die Fachschule 7 angegriffen, und die Vietnam-Demonstration von 65 war mit Schlagstöcken aufgelöst worden und hatte fünfzig Verletzte gefordert. Ich war einer von ihnen. Sie hatte mich eine sieben Zentimeter lange, bogenförmige Wunde über der linken Augenbraue gekostet. Ein Zivilpolizist hatte mir mit einer eingerollten Zeitung eins übergezogen, in die eine Stange eingewickelt war. In Sonora war im Vorjahr die Armee eingerückt, und auf uns allen lasteten die Ereignisse von vor zwei Jahren an der Universität von Morelia. Aber worauf waren sie jetzt aus?

Wir beendeten den Tag mit einer Taufe, mit Schwierigkeiten, Resümee zu ziehen, wir beglückwünschten uns, daß wir vollständig waren, und zeigten unsere Kratzer, die Angst war schon vorbei.

## Ein Wochenende, an dem

### die Dinge anfangen

War die Regierung vorausschauender als wir? Ahnten sie das Entstehen einer großen Studentenbewegung und wollten sie zerstören, bevor sie entstand? Wurde sie von einer Regierungsfraktion initiiert, um sie gegen die andere bei den Präsidentschaftswahlen auszuspielen? Wir hatten von ihr gesprochen, von der „Bewegung“. Vitale Anzeichen sprachen für ihre Möglichkeit, aber nur die Tatsache, daß auch „sie“, der unsichtbare Feind, an sie glaubten, konnte sie in ihrer Existenz bestätigen. Der Pariser Mai hatte die Titelseiten der Zeitungen gefüllt, brüderlich vereint mit dem Prager Frühling, der Studentenbewegung in Brasilien, der Besetzung der Columbia-Universität in New York, dem argentinischen Cordobazo. Glaubten die Typen wirklich an die Möglichkeit internationaler Ansteckung? Glaubten sie an den Virus, an den wir glaubten, ohne zu glauben? Dies hier war Mexico, meine Herren. Das kann hier nicht passieren.

Am nächsten Tag würden wir durchs Fernsehen und die Zeitungen erfahren, daß in der Nacht des 26. Juli eine der vielen Geheimpolizeien die Büros der KP überfallen, eine Reihe von kommunistischen Studentenführern und in einem Abwasch die Redaktion der Parteizeitung verhaftet hatte. Wenige Stunden zuvor hatte es eine Razzia gegen Ausländer gegeben, die meisten von ihnen Zuschauer, die am Rande der Demonstrationen verhaftet worden waren und die wegen ihres Hippie-Outfits oder ihres studentischen Aussehens dazu dienten, die alte mexicanische politisch-polizeiliche Tradition fortzuführen, immer irgendeinen Ausländer zu finden, um die Existenz einer multinationalen Verschwörung zu belegen. Die Dinge nahmen einen unerwarteten Verlauf.

Die Bewegung, die noch nicht wußte, daß sie es war, wuchs. Im Studentenviertel des Zentrums kam es zu einer seltsamen spontanen Mobilisierung, die Studenten der Preparatoria-Schulen sperrten die Gegend ab, hielten Lastwagen an, stellten sich den Grenadiere, die Zoff wollten, entgegen. Die am stärksten politisierten Schulen des Polytechnischen Instituts begannen den Tag mit Vollversammlungen, auf denen sie die Auflösung der FNCT und die Freilassung der Gefangenen forderten. Es war Samstag. Die Universität war demobilisiert. Während des Wochenendes ging der Kleinkrieg im Stadtzentrum weiter. Er mußte die Mafiosi aus dem Nationalpalast ner-

vös machen, die neuen Vandalen waren nahe. Die Roten trafen sich in ihren Pfadfinderclubs, um Tagesordnungen von sechzehn Punkten aufzustellen, auf denen die neue Bewegung zwischen dem dritten und dem vierten auftauchte und es immer irgendeine Ausschlußdrohung gab, weil die Monatsbeiträge nicht bezahlt waren.

Am Montag streikten wir. Der Streik nahm seinen Ausgang an irgendeiner Schule des Polytechnischen Instituts, begann gleichzeitig mit riesigen Versammlungen bei den Geisteswissenschaften in der Universitätsstadt, wurde vollkommen in den Preparatorias des Zentrums befolgt, die von der Polizei eingekesselt waren, und weitete sich Stück für Stück weiter aus. Das ähnelte zu sehr dem Text von Trotzki, um wahr zu sein: „Es schien, als ob der Streik einfach ein paar Erfahrungen machen wollte, um sie schnell hinter sich zu lassen und zu gehen. Aber das war nur der Schein. In Wirklichkeit sollte sich der Streik in seiner ganzen Breite entfalten. (...) Der Streik beherrscht die Situation, und da er sich auf sicherem Gelände fühlt, annulliert er alle bisher im Geiste der Zurückhaltung getroffenen Entscheidungen. (...) In dem Maße, in dem die Zahl der Streikenden zunimmt, wird seine Sicherheit größer.“

### Die zerborstene Tür

Die Schulen machten Vollversammlungen, stimmten für den Streik und organisierten Demonstrationen durchs Universitätsgelände, wobei sie den Streik in andere Fachbereiche trugen. Das Hauptargument war die Suche nach Einigkeit. Wenn die anderen es taten, warum nicht auch wir? Sozialwissenschaften im Streik, die Zahnmedizin ebenso, Ingenieurwissenschaften im Ausstand, Chemie schließt sich an.

In der Politologie warteten wir auf niemanden. Wir waren schon seit einer Woche im Ausstand, um die politischen Gefangenen zu unterstützen. Dabei ging es nicht darum, die Bewegung zu begleiten, wir fühlten uns selbst als Bewegung. Zuschauer in der Stunde der Wahrheit, brachte es uns aus der Fassung, daß unser Streik nicht mehr der einzige war. Die Aufgabe der Avantgarde ist es, sich einsam in Abgründe zu stürzen, oder nicht? Die Landwirtschaftsschule schloß sich dem Ausstand an, die Studenten der Lehrerausbildung unterstützten ihn. Die Scharmützel im Stadtzentrum gingen mit Zusammenstoßen mit den Grenadiere

weiter. Die Gerüchte und die Informationsbrigaden, die die Universitätsstadt verließen, um Kontakt zu suchen, sprachen von verbrannten Bussen, von Steinschlächten, von Polizisten, die durch Taschenmesser verwundet wurden, von brutal zusammengeschlagenen Studenten...

Am Dienstag schickte eine ob ihrer Arroganz halluzinierende Macht die Armee gegen die Preparatoria Eins. Ein Panzerfaustangriff auf das Kolonialtor, Schüsse, Hunderte von Verhafteten. Eine Gruppe floh über die Dachterrasse, während die Soldaten mit Bajonetten über die Schulhöfe eindringen, wo sich die Wandbilder von Orozco, Revueltas, Siqueiros und Rivera befinden. Sie weihten eine Epoche ein, in der sich alles in Symbolik verwandelte. Der Panzerfaustanschlag. Sie hatten das historische Tor der Prepa in die Luft gejagt. Das Tor. Später würden die Fotos über das Symbolhafte hinausgehen und eine Blutlache zwischen den Splintern zeigen.

Zur gleichen Zeit wurde ein Programm erstellt, das Punkte enthielt, die aus der aktuellen Situation entstanden und zu den Forderungen des radikalsten Sektors hinzukamen: Freiheit der politischen Gefangenen, Rückzug der Grenadiere, Absetzung der Polizeichefs. In der Universität tagte ein Delegiertenrat der streikenden Fachbereiche. Wir waren besessen von einer neuen Stachanowbewegung: Die Abziehpressen standen nicht mehr still. Die Papierreserven der Universitätsdruckerei und der Abteilung für soziale Dienste wurden geräubert, Propagandabrigaden traten in Aktion und sammelten auf der Straße und in Bussen Kollekten. Die Bewegung entstand und gab sich die fortschrittlichsten Organisationsformen, die wir in den letzten Monaten erlernt hatten.

Die Presse log: Das Tor der Preparatoria sei von Molotowcocktails der Studenten zerstört worden, nicht durch eine Panzerfaust; die Toten waren nicht erschlagen worden, sondern hatten Stunden zuvor eine vergiftete Käsetorte gegessen; die Versammlungen wurden von einem Haufen Provokateure geleitet... Es war uns scheißegal. Sie waren sie, weil sie logen. Ihre Lügen bestätigten uns. Wir wußten die Wahrheit, die Information lief von Mund zu Mund wie künstliche

Beatmung. Der Augenzeugenbericht wurde erzählt und wiedererzählt, alles war von irgend jemand gesehen, von irgend jemand gehört und von allen erzählt worden.

Auf den Vollversammlungen der Universität hörte man Stimmen liberaler Professoren, man hörte zum ersten Mal die Provokationstheorie: Man solle sich nicht rühren, es handele sich um eine gigantische Provokation, der Staat spiele



mit uns. Zum Teufel, es waren unsere Toten, uns hatten sie die Stöcke spüren lassen. Provokation war es, zur Unbeweglichkeit aufzurufen, Eslebederstreik.

Uns war das „schöne koloniale Tor von San Ildefonso“ nicht wichtig, uns war das Blut wichtig, das man auf den Fotos hinter dem zerstörten Tor sah, das Verschwinden der Körper. Kopfüber landeten wir im wirklichen Land. Es gab fast tausend Verhaftete. Wer waren sie? Auf der einen Seite die Mitglieder der KP, die verhaftet worden waren, ohne etwas mit der Sache zu tun zu haben, auf der anderen Seite anonyme und wahrscheinlich nicht politisierte Studenten des Poly-

technischen Instituts und der Preparatorias, die auf ihrem Rücken den ersten Angriff ausgehalten hatten. Die zukünftigen Kader der Bewegung waren intakt und damit beschäftigt, eine Welle zu organisieren, die wuchs und wuchs. Die konservativsten Schulen schlossen sich eine nach der anderen dem Ausstand an, die Schlägertrupps wurden zerstört und isoliert, die PRI-Anhängerschaft verschwand aus den Fachbereichen, von einem enormen Radiergummi ausgeradiert, das alles wegwischte. Die Türen der Hörsäle wurden bemalt, die Einzäunungen, die Fenster, die Busse, die Dächer der Schulen, damit man das Gemalte aus den Polizeihubschraubern sehen konnte.

Es war wie eine Halluzination. Trotz des Panzerfaustangriffs, berichteten die Brigaden, gingen im Stadtzentrum die Zusammenstöße weiter. Die Hauptdarsteller: die jüngsten Studenten der Fachschulen, der Prepas, die anderen, die bis vor einer Woche Lenin nicht gelesen hatten und die mitten im Wirbel davor bewahrt wurden, ihn zu lesen. Die anderen „wir“.

Eine Brigade der Linken im Fachbereich Sozialwissenschaften sah sich plötzlich von einer Gruppe von Berufsschülern umringt, die gelernt hatten, die Grenadiere mit Steinschleudern zu bewerfen und dann in die Höfe ihrer Schule zu fliehen. Sie brachten ihnen bei, Flugblätter zu machen und Propagandabrigaden zu organisieren. Von ihnen lernten sie, daß man sogar Ziegel im aufsteigenden Winkel wirft und daß Molotowcocktails eine kurze Lunte brauchen.

Was war los? Für diejenigen von uns, die wir Politik aus Büchern aufgesogen hatten, verwandelte sich die politische Wirklichkeit in eine neue Schule. Wir wußten nur, daß es eine Bewegung gab, daß man sie gegen die verteidigen mußte, die sie mit Schlägen und Panzerfäusten umbringen, vor denen schützen mußte, die sie mit Worten ersticken wollten, vor denen, die sie bremsen, aufhalten wollten. Daß man sie zum Wachsen bringen mußte, sie organisieren, nähren, aus sich selbst herausragen mußte. Der Staat war in unserem Leben mit dem Antlitz des Bösen erschienen. Das Gesicht des Präsidenten der Republik, das einem boshafte Affen glich, tausendundeinmal karikiert, verkörperte es. Die Grenadiere, die auf den Fotos von *Por qué?* zu sehen waren, wie

# Zweierlei Helden

## Paco Ignacio Taibos literarische Verarbeitung von 1968

Ein Tagebuch und einen Roman enthielte das Buch „1968/Gerufene Helden“ von Paco Ignacio Taibo II. So steht es auf der Rückseite des Umschlags. Nun, der erste Text, „1968“, ist kein Tagebuch, und der zweite Teil, „Gerufene Helden“, ist eigentlich auch kein Roman. Sei's drum, beide Texte zusammengenommen – überraschenderweise waren sie ursprünglich getrennt erschienen – bilden ein echtes Lesevergnügen.

„1968“ ist eine unchronologische Chronologie des „kurzen Sommers der Anarchie“ im Mexico des Jahres 1968 – basierend auf den Tagebuchaufzeichnungen des Autors. PIT II – so firmiert er selbst seine Bücher – war damals 19 Jahre alt und studierte Politologie an der Autonomen Nationaluniversität UNAM. Als Sproß einer spanisch-republikanisch-anarchistischen Immigrantenfamilie hatte er sich fast naturgemäß einer der linken Gruppen am Fachbereich angeschlossen. Die waren 1967/68 allerdings um Lichtjahre von der politischen Realität Mexicos entfernt. Ihr Aktionsfeld beschränkte sich auf den Campus und die Cafés und Eisdielen ringsum. Gelegentliche Missionsversuche vor Fabriken, „weil die Revolution auf Anordnung des Handbuchs, das wir gelesen hatten und das wir uns bis zur Langeweile wiederholten, von der Arbeiterklasse gemacht werden mußte“, blieben ohne Resonanz.

Aus ihrem drögen Politalltag erwachen die AktivistInnen, als Ende Juli die StudentInnen aller Fachbereiche und Oberschulen für einen unbefristeten Streik gegen polizeiliche Repression stimmen. Innerhalb weniger Tage formiert sich eine breite studentische Massenbewegung und entwickelt eine atemberaubende Dynamik und Kreativität. Plötzlich scheint alles möglich. Aus ZuschauerInnen werden AkteurInnen. Mobile Propagandabrigaden sind permanent unterwegs, organisieren Demos, Blockaden, Kundgebungen, verteilen Flugis oder verzieren Busse und geeignete Gebäude mit Graffiti. Die Studis besetzen die Universität. Um eine Räumung zu verhindern, übernachten sie in der Uni. Entscheidungen werden kollektiv gefällt – über das tägliche Leben (Essen

besorgen, Kochen, Wache schieben) ebenso wie über politische Aktionen. Die Frauen nehmen selbstbewußt ihren Platz in der Bewegung ein – und setzen sich dabei gegen männliche Kommilitonen und autoritäre Eltern durch. Die Bevölkerung reagiert überwiegend mit Sympathie: Die Unzufriedenheit mit dem reaktionären Regime Díaz Ordaz ist weitverbreitet. Die StudentInnen füllen ein politisches Vakuum, schaffen es aber nicht, ihre Forderungen mit denen anderer Sektoren zusammenzubringen.

Schon nach wenigen Tagen hört das Spiel auf, Spiel zu sein – die Sicherheitskräfte gehen brutal gegen die Bewegung vor. Es kommt zu Verhaftungen und Folterungen. Die ersten Toten. Da erklärt Präsident Díaz Ordaz demagogisch, er reiche den Studenten die ausgestreckte Hand. Auf Tausenden von Flugblättern und Graffiti erreicht ihn die Antwort: Man werde die ausgestreckte Hand auf Schmauchspuren untersuchen. Darauf besetzt das Militär die Universität. Wieder Massenverhaftungen. Die Führer der Bewegung müssen untertauchen, auch PIT II gehört zu denen, die auf der Liste stehen. Sein Vater überredet ihn, vorübergehend zu verschwinden, und schickt ihn nach Madrid. Am 2. Oktober trifft er dort ein. Er kauft eine Zeitung und erfährt, was in den letzten Stunden in Mexico geschehen ist: das Massaker von Tlatelolco. Die Genossinnen wurden zusammengeschossen, während er im Flugzeug saß. Er fällt in tiefe Depression, verliert kurzfristig die Fähigkeit zu sprechen. „Hysterische Stummheit“ diagnostizieren die Ärzte. Nach zwei Tagen kehrt er nach Mexico zurück. Das Massaker bedeutet das Ende der Bewegung. Zwar geht der Streik zunächst weiter, aber nach Tlatelolco regieren Angst und Entsetzen. Die Bewegung kann dem Druck nicht länger standhalten.

Wo „1968“ aufhört, beginnt „Gerufene Helden“. Thema des Textes aus dem Jahre 1969 ist „das Jahr danach“. Die Form von „1968“ wird beibehalten, einzelne Episoden, Stories und Spots auf Ereignisse reihen sich aneinander, hinzu kommen Briefe. War diese Form im ersten Text Stilmittel, um die Vielfalt und Dynamik der Bewegung mosaikartig wiederherstellen zu lassen, ist sie nun Ausdruck für die Isolation

und Vereinzelung der überlebenden AktivistInnen. Es gibt keine tragenden Zusammenhänge mehr. Auf das „wie weiter“ und „wozu“ fehlen die Antworten. Der ideale Stoff für einen düsteren Roman über die Leere und Hoffnungslosigkeit einer Generation. Doch wer PIT II kennt, weiß, daß ihm das nicht reicht.

Deshalb treten die gerufenen Helden auf den Plan. Ans Krankenhausbett gefesselt, erinnert sich einer der Genossen an die Helden der Abenteuerromane aus seiner Kindheit und Jugend. Sie sollen kommen und richten, was den 68ern versagt blieb. Und sie kommen alle: die drei Musketiere, Sandokan und Yamez de Gomara, Winnetou und Old Shatterhand, Sherlock Holmes (ausdrücklich ohne Dr. Watson), die Mau-Mau-Krieger aus Kenia und die edlen Banditen der Weltliteratur (daß die Rote Zora und ihre Bande nicht eingeladen wurden, ist nur mit dem latenten Machismo PIT IIs zu erklären). Während die 68er versuchen, mit ihrer Niederlage fertigzuwerden und zu ergründen, was geschehen ist, reift der Plan zur Eroberung der Macht. Die Helden treffen nacheinander in Mexico ein – es gibt den ein oder anderen Zwischenfall bei der Einreise – und besetzen die strategischen Positionen. Der Kampf beginnt.

Wer wissen will, was daraus wird, muß „1968/Gerufene Helden“ aufschlagen und lesen. Er/sie wird es kaum bereuen. Für mich ist das Doppelbuch ein kleines Meisterwerk, vielleicht das schönste des Autors. Der erste Teil enthält die faszinierende Beschreibung einer prickelnden Zeit. Geschrieben von einem, der dabei war. Einem, der bereit ist, persönlich Zeugnis abzulegen, ohne sich zu inszenieren. Der zweite Teil ist ein radikales Plädoyer für die Phantasie und damit für die Literatur. Wer aber meint, die gelegentliche Flucht in Traumwelten widerspräche Aufklärung/Marxismus/Emanzipation/usw., dem kann die Lektüre auch nicht helfen.

*Gert Eisenbürger*

1968/Gerufene Helden – Ein Tagebuch und ein Roman. Aus dem Spanischen von Annette von Schönfeld, Verlag Libertäre Assoziation/Verlag der Buchläden Schwarze Risse und Rote Straße, Hamburg/Berlin 1997, 158 S., 24,- DM

# Sind sie quadratisch?...

## Verhaltenstips für lateinamerikanische Studenten in Köln

Sprichst du Spanisch?, werden sie dich bei der erstbesten Gelegenheit fragen. Aber fliehe nicht. Es ist unmöglich, ihnen zu entkommen. Sie sind einfach überall. Es gibt keine Veranstaltung zu Lateinamerika, in die sie nicht ihre Nase stecken. Und ihre Nasen sind wie sie: etwas ganz Besonderes. Sie haben eine für normale Menschen ungewöhnliche Fähigkeit entwickelt, Lateinamerikaner zu erkennen. Aber es gibt keinen Grund zu erschrecken. Auch sie sind erkennbar. Natürlich sind sie in Lateinamerika gewesen. Und deswegen sprechen sie wie Lateinamerikaner. Einige wie Chilenen, andere wie Argentinier oder Mexicaner, und es gibt sogar welche, die ein paar Worte Quechua, Nahuatl oder Guaraní gelernt haben, je nach dem, an welchen Ort es sie verschlagen hat, um über das Schicksal unberührter Länder zu mutmaßen, die, nebenbei bemerkt, von ihren vornehmen Ahnen und weniger vornehmen Regierungen ziemlich ausgebeutet worden sind. Ihre Kleidung verrät sie zu unserem Glück, so daß du sie schon kilometerweit erkennen kannst. Sie tragen moderne lateinamerikanische Motive, so lateinamerikanisch, daß kein Mensch aus unserem Kontinent sich trauen würde, mit solchem Kitsch auch nur bis zur nächsten Straßenecke zu gehen. Aber so sind sie, päpstlicher als der Papst.

Falls dir all diese Hinweise nicht helfen sollten, ihnen zu entgehen, wirst du spätestens dann merken, daß du auf einen von ihnen gestoßen bist, wenn du die Standardfrage hörst, mit der dieser Artikel beginnt, und die jedes Mal, wenn sie einen armen Latino überfallen, eine Art pflichtmäßige Anstandsfrage ist. Also, ... Man kommt aus Peru oder Ecuador oder von sonstwoher und die Inkas oder Mayas schauen schärfer aus deinen Gesichtszügen hervor als auf den Mauern der prähispanischen Pyramiden, und sie fragen dich, ob du Spanisch sprichst.

Komischerweise kommt es ihnen nicht in den Sinn, dich zu fragen, ob du beispielsweise Deutsch sprichst. Sie wollen freundlich zu dir sein und dich integrieren, und deswegen sprechen sie dich direkt in deiner Sprache an. Was macht es schon, daß sie dich auf einer sehr empfindlichen Ebene treffen? Daß sie dich des grundlegenden Mediums berauben, das du als Ausländer brauchst, um dich in eine

fremde Gesellschaft einzugliedern? Alles in allem, wer will sich schon in ein Land eingliedern, in dem alles schrecklich ist, ohne Kultur, und in dem die Leute unbewegliche Sturköpfe – „quadratisch“ – sind? Nicht wie in Lateinamerika, wo alle gut sind und wo trotz Unterernährung und Diktaturen immer genug Zeit ist, das Leben zu genießen. Deshalb versteht es sich einfach von selbst, daß du mit ihnen auf Spanisch sprechen möchtest (sie fragen dich nicht einmal vorher), und sie haben überhaupt keine Bedenken, dies drei Stunden lang zu tun, selbst wenn du ihnen die ganze Zeit über in ihrer eigenen Sprache antwortest.

Falls noch Zweifel bestehen sollten, werden sie sich auflösen, wenn du die zweite Standardfrage des Verhörs, dem sie dich konsequent unterziehen werden, hörst und dann merkst, daß es einer von ihnen ist: „Was studierst du?“ werden sie dich aus reiner Höflichkeit fragen, da es ja für sie klar ist, daß alle Lateinamerikaner wie sie Regionalwissenschaft Lateinamerikas studieren müssen. Sie können nicht verstehen, daß sich jemand für Goethe oder Wagner – welcher Fortschrittlicher könnte diesen Antisemiten hören? –, Wittgenstein oder die Nibelungen interessiert. Ganz im Gegenteil, es erscheint ihnen am normalsten, sich in Neruda, Vargas Llosa, Zoe Valdés (ist gerade modern) oder irgendeinen anderen großen Schriftsteller der Neuen Welt zu versenken, von deren Existenz der Normalsterbliche keine Ahnung hat. Wenn du unglücklicherweise deutsche Philologie und Musikwissenschaft studierst, wie in meinem bedauernswerten Fall, mußt du dich auf eine unangenehme Szene gefaßt machen. Ein verständnisloser Gesichtsausdruck läßt das Lächeln auf ihren Lippen erstarren. Sie werden, wenn sie äußerst freundlich sind, leicht verwirrt „Wie interessant!“ ausrufen, ohne jedoch zu verstehen, daß sich ein Latino lieber solchem Unsinn wid-



Foto: Cordelia Dillig

*In der Fremde lauern Überraschungen. Das Gewohnte kommt einem abhanden, und man trifft auf Phänomene, die unbegreiflich erscheinen. Da kann es sehr hilfreich sein, wenn man vorher gewarnt wird. Wenn man weiß, was einen erwartet, kann man der Gefahr – vielleicht – aus dem Weg gehen. Auch Julio Mendivil will warnen – vor merkwürdigen Gestalten, die sich in der Kölner Uni bewegen und – so geht das Gerücht – nicht nur dort...*

# ...oder doch eher rund?

met anstatt dazu beizutragen, daß die deutsche Wirtschaft den amazonischen Dschungel, die karibische Küste oder die andine Kordillere durchdringt. Enttäuscht, da ihre eigene Kultur sie langweilt, werden sie ein geeigneteres Thema suchen und dir daraufhin die dritte Frage stellen: „Woher kommst du?“ Im folgenden wirst du erfahren, wie oft sie den Ozean überquert haben, und sie werden dir sagen, wie schön dein Land ist – welches Land ist nicht schön mit 2000 DM in der Tasche! Natürlich verfügen sie auch über Sätze wie: „In Peru war ich nur eine Woche.“ Oder: „Leider konnte ich nicht länger als drei Wochen in Chile bleiben, da ich einen Flug nach Asunción hatte.“ Macht nichts. Dank einer besonderen, nur ihnen eigenen Gabe benötigen sie keinen langen Aufenthalt in unseren Reichen, um die furchtbaren Probleme zu verstehen, die uns seit Jahrhunderten zerstören, und sie maßen sich sogar an, uns sehr pragmatische Lösungen vorzuschlagen. Mir geht es genau andersherum: Je mehr Zeit ich in diesem Land verbringe, desto weniger verstehe ich es. Aber bitte, komme nicht auf die absurde Idee, ih-

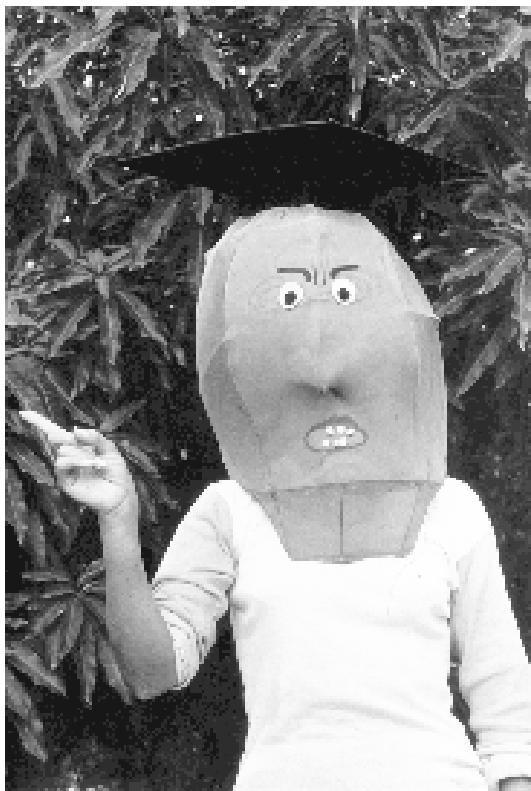


Foto: Cordelia Dilg

nen zu widersprechen. Es wäre vergebens. Ebenso vergebens wie der Versuch, sie zu unterstützen, denn im Grunde sind diese exemplarischen Exzentriker harmloser als ein Papagei, und das Schlimmste, was sie dir antun können, ist, dir den Kaffee in der Pause oder das Mittagessen in der Mensa zu verderben. Ich bitte dich, mach ihnen keine Vorwürfe. Du könntest sie verletzen. Dann werden sie dir sagen, daß du kein gewöhnlicher Latino bist, denn die Leute dort sind stets sehr freundlich und offen, und du bist sturer – „quadratischer“ – als

die (meisten) Deutschen. Die Wahrheit ist, daß ich niemals einen quadratischen Deutschen gesehen habe. Allerdings, das ist wahr, einige runde. Aber ich sehe nicht, weshalb man sie als Beispiel für etwas Negatives anführen sollte, oder irre ich mich?

## Eine zweite Warnung

Wenn du dann, erschöpft von diesem Dialog mit Tauben, in deinen Seminarraum zurückkehrst, wird die Aussicht nicht weniger deprimierend sein. Ein gelangweilter Professor hört einem gelangweilten Studenten zu, der seinen Kommilitonen ein langweiliges Referat vorträgt. Diese sind mit so wichtigen Dingen beschäftigt, wie die Fensterscheiben des gegenüberliegenden Gebäudes zu zählen, eine Berechnung der Strumpffarben der anwesenden Studentinnen zu machen oder Klimt und Picasso auf den Pultoberflächen nachzueifern. Dann wirst du die übertriebene Rhetorik der Professoren deiner Universität jenseits der Meere vermissen. Sie mußtest du daran erinnern, daß ihre Stunde zu Ende war. Sicherlich mehr als einmal wurde die Diskus-

sion in einer Kneipe fortgesetzt. Plötzlich, ohne zu wissen, wie, wurdest du Zeuge, wie sich Dr. Luis Rivero de la Fuente in Lucho und Don Rodrigo Galindo in Tito verwandelte, und für einige Momente hattest du sogar den Eindruck, daß sie so normal wie du seien, wenn auch ein wenig weiser.

Hier sind die Dinge anders. Der Professor ist eine Art Loki: kein Gott, aber etwas sehr ähnliches. Verlange nicht, daß dir dieser irgendeine Form von Aufmerksamkeit schenkt, um deine Fragen zu klären. Nein. Der Professor ist sehr mit seinem For-

schungsprojekt beschäftigt (denn hier forscht man an der Universität und nicht wie in Lateinamerika, wo die Unterschlagungen der Verwaltung das einzige sind, was erforscht wird) und kann keine Zeit mit für die Welt so unbedeutenden Problemen wie die eines armen, desorientierten Drittweltlers verlieren. Der Beruf ist ganz einfach ein anderer als bei uns. Wenn die Lehre in Lateinamerika eine Art Berufsbild ist, ist sie hier eine Art Kreuz, wie eine moralische Auflage aufgesetzt auf den Luxus, auf deinem wissenschaftlichen Spielfeld zu machen, wozu du Lust verspürst. Warum sonst sollte es komisch erscheinen, daß ein Dozent der Frage nach der Uhrzeit mehr Aufmerksamkeit schenkt als dem Entziffern der seltsamen Syntax, der du dich bedienst, um seine Behauptungen in Abrede zu stellen? Alles in allem: Es interessiert niemanden, wofür du dich interessierst. Was alle wollen, ist der Schein und weiter nichts. Deswegen rate ich dir, keine Fragen im Kurs zu stellen. Wenn dies in Kolumbien oder Guatemala die Sympathie deiner Professoren und die Bewunderung deiner Kommilitonen weckte, können die Folgen hier höchst gegenteilig sein. So besteht eine deiner Aufgaben als Student darin, wenn der Professor fragt, ob es noch Fragen gibt, zur Decke zu schauen oder mit gesenktem Kopf deine Hefte einzupacken. Für den Fall, daß du es nicht weißt, muß ich dir sagen, daß dies zum System des Selbststudiums gehört, welches die germanischen Universitäten verlangen.

In Lateinamerika zwingt dich das halbschulische Universitätssystem, einem bestimmten und fortlaufenden Stundenplan zu folgen. Hier, liberaler und moderner, bietet dir das System des Selbststudiums die Möglichkeit auszuwählen, welche unabdingbaren Themen du ignorieren kannst, und es erlaubt dir so riesige Lücken in deiner akademischen Bildung, daß du ins neunte Semester Ethnologie kommen kannst, ohne zu wissen, wer Malinowski war, was vergleichbar grauenhaft ist wie Philosophie zu studieren und Sokrates mit dem ehemaligen Verteidiger der brasilianischen Fußballauswahl zu verwechseln. Ja, ich weiß, es ist nicht sehr ermutigend, aber es ist doch besser zu wissen, was auf einen zukommt. Und schon genug (Süd-)Amerikaner mußten angesichts der Alten Welt die Segel streichen, meinst du nicht auch?

## Kein Grund zur Verzweiflung

Falls du aus irgendeinem Grunde verwirrt bist, verzweifle nicht. Im Unterschied zu den Universitäten unseres Kontinents besitzen die deutschen Universitäten eine

Abteilung für studentische Beratung, in der du all deine Sorgen loswerden kannst. Natürlich heißt das nicht, daß sie dir nur irgendeine Lösung anbieten wollen. Ganz im Gegenteil. Wenn du mit einem „Ich bin nicht sicher“ beginnst, werden sie dich mit Sätzen wie „Machen Sie sich keine Sorgen“ überschütten. Oder mit diesem realistischeren, deswegen aber nicht weniger absurden: „Am Anfang ist das normal, aber mit der Zeit werden sie sich daran gewöhnen“. Also, tatsächlich gewöhnst du dich mit der Zeit an die Unverschämtheiten der Lateinamerika-Fans und an den Überdruß der Dozenten, und auch du fügst dich hinein, so gut es geht, deine Scheine zu machen und dein Studium zum Abschluß zu bringen. Mit zwei Worten: „Jeder tanzt auf seiner eigenen Hochzeit!“ Und das wichtige ist, fertig zu werden.

Die Studien auf teutonischem Boden bieten dir auch andere Möglichkeiten. Die Bibliotheken sind wirkliche Weisheitsgröten. Die Wissenschaft der ganzen Welt, die brilliantesten Gehirne finden in ihrem Inneren Unterschlupf. Aber sie erschöpfen sich bei weitem nicht in solch wertvollen Verdiensten. Eine ihrer kostbarsten Qualitäten ist es, die schönsten männlichen und weiblichen Exemplare der Universität auf ihrem Terrain zu vereinen. Wenn du dich also nicht während des Studiums anwerben läßt, hast du vielleicht Glück und läßt dich mit einer Einheimischen ein, und, da man später arbeiten und eine Familie unterhalten muß, wird die Universität nach und nach zu einem unnötigen Luxus. In der Zwischenzeit, während du auf der Suche nach deinem Glück bist, sparst du dir die Fahrtkosten in den Straßenbahnen, zahlst die Hälfte im Kino und kannst sogar ein Zimmerchen für 350 DM im Monat mieten. Ein wahrer Luxus! Was willst du mehr? Auf der anderen Seite hast du immer die Möglichkeit, die Einschreibung beispielsweise dazu zu verwenden, Vollzeit zu arbeiten, ohne Steuern zu zahlen. Dann kannst du immer mehr Geld sparen, bis es den Herren vom Auslandsamt auffällt, daß du seit 17 Semestern studierst, ohne dein Grundstudium beendet zu haben. Dann werden sie dein Visum einziehen und dich zu der Wiege zurückschicken, aus der du an einem lang zurückliegenden Tag in der naiven Überzeugung hergekommen warst, deine akademische Ausbildung zu verbessern. Sie werden dich zurückschicken, sei dir sicher, aber, was macht's? Ist dort das Leben etwa nicht schöner, natürlicher, gefühlvoller, besser in allem?

Julio Mendivil

Übersetzung: Britt Diegner

ila Nr. 210, November 1997

# Zurückgekehrt und doch nicht angekommen

## Bekenntnisse eines heimatlosen Gesellen



Foto: Klaus D. Francke

*Wenn man in einem anderen Land lebt und sich auf dessen Gesellschaft einläßt, wird das eineN zwangsläufig verändern. Offenheit und Neugier vorausgesetzt, ermöglicht die Erfahrung des Lebens in unterschiedlichen Kulturen Vergleiche. Dies schärft den kritischen Blick auf die Gesellschaft, aus der man kommt, wie auch auf die, in die man eingetreten ist.*

*Das kann bereichernd sein, aber gleichzeitig auch schmerzhaft, beispielsweise wenn man feststellt, daß man am glücklichsten in einer Symbiose aus beiden Gesellschaften leben würde und genau weiß, daß dies unmöglich ist. Zum Thema des Lebens und Studierens im Ausland – in diesem Fall der BRD – und den Schwierigkeiten der Rückkehr – in diesem Fall nach Puerto Rico – hat uns Victor R. Castro folgenden Text zugesandt. Er ist radikal persönlich und doch weit mehr als das...*

**W**arum überschreitet der Protagonist in Kafkas Erzählung „Heimkehr“ nicht die Türschwelle? Die altvertraute Umgebung ist doch unverändert geblieben, er erkennt sie sofort wieder, als ob keine fünf, zehn Jahre vergangen wären. Weshalb die innere Hemmung, ja der Widerwillen, in diese Welt zurückzukehren? Ist ihm die heimische Welt in den langen Jahren der Abwesenheit zu klein, zu eng, zu fremd geworden?

Im Jahr 1992 kehrte ich nach zehnjährigem Studienaufenthalt in der Bundesrepublik in meine Heimat zurück. Ein Stipendium für ein Auslandsstudium hatte mir die ersehnte Möglichkeit eröffnet, dem tristen, trostlosen puertoricanischen Alltag zu entfliehen. Die Zeit war damals überreif für einen Ortswechsel. Eine zynische und skrupellose Regierung hatte das politische

Klima auf der Insel stark polarisiert. Bei der Durchsetzung ihrer ideologischen Ziele, aus Puerto Rico den 51. Bundesstaat der Vereinigten Staaten zu machen, schreckte sie nicht einmal vor brutaler Gewaltanwendung zurück. Vetternwirtschaft und Korruption standen auf der Tagesordnung. Bei der Arbeitssuche waren Qualifikationen nicht gefragt, nur fanatische und blinde Parteizugehörigkeit entschied. Die Perspektivlosigkeit im beruflichen Bereich beeinträchtigte meine damalige innere Verfassung ebenfalls. Entscheidungen mußten getroffen werden, die mein Gefühlsleben betrafen. Mich öffentlich zu meiner Homosexualität zu bekennen und meine wahren Gefühle auszuleben hätte mich in Konflikt mit dem strengen familiären Verhaltenskodex und den tradierten Werten einer bigotten, intoleranten Gesellschaft gebracht. In meiner Entscheidung,

ein Stipendium im Ausland anzunehmen, schwebte in nicht geringem Maße der Wunsch mit, Puerto Rico den Rücken zu kehren. Somit wiederholte ich den Lebensweg vieler junger Puertoricaner, denen die bedrückende Enge in der Heimat in persönlicher, beruflicher, ökonomisch-finanzieller und gar sexueller Hinsicht keine Perspektiven bot. Und so nehmen wir ein Gefühl der Frustration mit auf den Weg.

Ein Schwuler ist fast zwangsweise ein heimatloser Geselle anderer Art. Von praktisch jeder Gemeinschaft ausgestoßen, sei es Familie, Gesellschaft oder Kegeklub, die das Gefühl der Zugehörigkeit vermitteln, führt er meistens eine bindungslose Existenz. Freundschaften haben deshalb einen besonderen Stellenwert für ihn. Meistens ersetzen Freunde kompensatorisch die traditionellen zwischenmenschlichen Beziehungen. Frei von den herkömmlichen Zwängen, die mich an meinen Geburtsort hätten binden können, befand ich mich in einer idealen Ausgangslage, um mein Glück anderswo zu suchen. Das offene und wie mir damals schien tolerante Europa gewann an Attraktivität.

Mit Deutschland verband ich seit meiner Kindheit vage Vorstellungen von endlosen Eisenbahnschienen, harter Sprache und rauchenden Schloten gegen einen blei-

und vom Tod Gottes erzählen, gerade in der Zeit, als ich begonnen hatte, mich von der bedrückenden und sexualitätsfeindlichen katholischen Kirche loszusagen. Nietzsche war die erste große Ikone der deutschen Kultur, mit der ich in eine jugendliche Wahlverwandtschaft geriet. Die virulenten Tiraden des Philosophen gegen das Christentum, die sprachgewaltige Poesie seines aphoristischen Stils und die blendende Überzeugungskraft seiner Argumente verfehlten ihre Wirkung nicht. Nietzsches Philosophie ersetzte eine zeitlang die Religion. Später gesellte sich, ob meiner Zuneigung zur Musik und Vorliebe für mythologische Themen, nicht von ungefähr Wagner zu den Prestigeobjekten deutscher Kultur hinzu. Die technische und klangfarbige Perfektion der deutschen Klarinettschule rundete das positive Bild von Deutschland ab. Als ich dann als Teil meines Studiums an der Universität von Puerto Rico eine Fremdsprache lernen mußte, trieb mich der Wunsch, Nietzsche im Original zu lesen und den Text einer Wagner-Oper zu verstehen, zum Wahlpflichtfach Deutsch. Als ich zwei Jahre später von meiner Heimatuniversität ein Stipendium für ein Auslandsstudium zugesprochen bekam, stand deshalb die Wahl des Studienortes nicht zur Diskussion.

und trug zu einer Ausweitung der Gefühle bei, die auf einer kleinen Insel wie Puerto Rico, mit ihrem allgegenwärtigen Meer als geistige Grenze, nicht möglich ist. So begann ich, mich gefühlsmäßig mit Deutschland zu identifizieren.

## Wo liegt die Wahrheit?

Es waren die Tage unmittelbar vor der Wende in Bonn. (Anmerkung für jüngere LeserInnen: Bis 1989 wurde der Regierungswechsel von der sozialliberalen Regierung Schmidt zur konservativ-liberalen Regierung Kohl im Jahr '82 als die *Wende* bezeichnet. Dann erst wurde der Begriff in heutiger Form besetzt – die Red.) Der Beginn meines Studiums in Erlangen fiel zusammen mit einer Epoche politischer Gärung: Friedensbewegung und spektakulärer Einzug der Grünen in den Bundestag, selbstgestrickte Pullis und Fatah-Tücher, Ostermärsche und Blockaden vor US-amerikanischen Militäreinrichtungen, der moralische Gestus der Menschenkette gegen die Stationierung von Pershing II-Raketen auf deutschem Boden – das alles kontrastierte mit der politischen Stagnation in meiner Heimat. Angesichts des kritischen Potentials in der Öffentlichkeit begann für mich eine Zeit des Umdenkens. Zum ersten Mal stellte ich viele in mir tief veränderte Kulturdogmen in Frage.

*Ich bin stolz, Puertoricaner zu sein*, ist bei uns ein emotionales Argument, das keiner weiteren Begründung bedarf. In Deutschland jedoch bedeutete nationaler Stolz eher Chauvinismus und verhängnisvolle Teutomanie. Wo lag denn die Wahrheit? Das ist nur ein Beispiel von vielen. In etlichen Bereichen setzte ein Prozeß der Reflexion, der Überprüfung ein, dessen Ergebnisse den eingefleischten Überzeugungen entgegenstanden. Unsere demokratische und verfassungsrechtliche Entwicklung ist das Resultat von Reformen von oben. Ein opferreicher Kampf für Freiheit und Bürgerrechte, der zur gefühlsmäßigen Identifikation des Individuums mit den Institutionen des Rechts beiträgt, hat auf Puerto Rico nicht stattgefunden. Man kann an dieser Stelle das Beispiel Weimarer Republik anführen. 1917 gewährte der Kongreß der USA den Puertoricanern unilateral die US-Staatsangehörigkeit und somit eine Reihe konstitutioneller Garantien. Im Jahre 1952 hat der nach dem Zweiten Weltkrieg in Gang gesetzte globale Entkolonialisierungsprozeß die USA dazu gezwungen, eine Lösung für ihre Kolonie in der Karibik in die Wege zu leiten. Das Resultat dieser halbherzigen Versuche, die internationale Völkergemeinschaft zu beruhigen, war eine in



Foto: Asmus Heß

**Wenn die Tulpen im Garten blühen, alle gelb und in einer Reihe, ist die Welt in Ordnung**

grauen Himmel. Jahrelang geisterten mir diese Bilder im Kopf herum. Erst später gewann das Land schärfere Konturen. Es begann sich zunehmend mit meinen Interessen, meiner existentiellen Orientierungssuche und dem Drang nach einer Sinnstiftung in seltsamer und fataler Weise zu vermischen. In Gesprächen mit meinen Kameraden der Oberschule hörte ich zum ersten Mal von Nietzsches Übermensch

Ende September 1982 kam ich in Erlangen an. Binnen vierundzwanzig Stunden änderte sich die vertraute Umgebung. Die tropische, immergrüne Vegetation verwandelte sich in die breite, verschwenderische Farbenpalette eines herrlichen Herbstes. Ich sah endlich diejenigen Bäume, von denen ich bisher nur gelesen hatte: Erlen, Buchen, die noblen Birken... Die unendliche Landschaft vermittelte den Eindruck von Weite

ihren Befugnissen und Kompetenzen stark eingeschränkte Verfassung für Puerto Rico, erneut eine Reform von oben. Die koloniale Realität meines Landes ist eine unleugbare Tatsache, deren Konsequenzen sowohl für das individuelle als auch für das kollektive Leben überaus schädlich sind. Aber, hat uns die US-amerikanische Präsenz auf der Insel nicht vor schlimmeren Auswüchsen autoritärer politischer Kultur bewahrt? Haben uns der überall anerkannte US-Reisepaß und die harte Währung nicht den Zugang zu einer besseren Ausbildung und zum erhöhten Lebensstandard, auch im Ausland, wenn auch nicht zwangsläufig ermöglicht, so doch sehr erleichtert? Viele ehemalige Studienkameraden haben erst in den USA die Nische gefunden, die ihnen das eigene Land verweigerte. Man darf die Bedeutung dieser Frage nicht bagatellisieren. Sie stellten den Anfang einer pragmatischen, liberalen Gesinnung jenseits von politischen Dogmen dar, die heute einen wichtigen Teil meiner Weltanschauung ausmachen. In Deutschland habe ich hoffentlich endgültig Abschied genommen von den romantischen Vorstellungen eines unabhängigen Nationalstaates à la 19. Jahrhundert. Das Land zeigte mir, daß man mehr als hohle Durchhalteparolen und Gesten voller Pathos braucht, um eine dynamische, moderne, funktionierende Gesellschaft aufbauen zu können, nämlich gut ausgebildete Menschen in einer leistungsorientierten Gemeinschaft.

Vom deutschen Kuchen habe ich mir die Rosinen herausgepickt. Zehn Jahre lang blieb ich im akademischen Ghetto, was mein Bild von Land und Leuten stark prägte. Gezielt suchte ich für mich diejenigen mit der deutschen Mentalität assoziierten kollektiven Tugenden, die ich mir für mein Land wünsche: Disziplin, organisatorisches Talent, Arbeits- und Leistungsethik, die besondere Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, die viele Deutsche charakterisieren. Unter den negativen Aspekten der deutschen Gesellschaft habe ich zwar gelitten, konnte mich aber bewußt davon distanzieren. Meine Bewunderung für Deutschland ist groß, aber nicht blind. Dem Land selbst stehe ich eher kritisch gegenüber. Seine mangelnde Spontaneität, seine Phantasielosigkeit und Unflexibilität habe ich immer moniert, von Humorlosigkeit, Kontaktarmut, alltäglicher Rücksichtslosigkeit und Untertanengeist ganz zu schweigen. Der Hang zur Gleichmacherei ist in Deutschland meines Erachtens stark ausgeprägt, dergleichen die Bereitschaft, auf demokratische Traditionen zugunsten wirtschaftlicher Stabilität und Wohlstand zu verzichten. Und solange die Tulpen im Garten blühen, alle gelb und alle in einer Reihe, ist

die Welt in Ordnung. Eine deutsche Familie ist in der Regel finanziell autark. Vielleicht fehlt deswegen der Blick für die Not nebenan. Leistung ist kein relatives Gebot; das führt dazu, daß, wer nicht (mehr) leisten kann – Kinder, Senioren und Kranke –, zu einem miserablen Leben am Rande der Gesellschaft verdammt ist.

### Als Fremder im eigenen Land

Diese Aussagen sind sehr plakativ. Sie bedürfen der Präzisierung und Differenzierung. Sie haben aber einen Wert als Ausgangspunkt für eine umfassendere Diskussion, die hoffentlich stattfindet, in welchem Rahmen auch immer. Aber zurück zur Problemstellung: Warum zögert der Protagonist, sich aufs neue in die Welt seiner Kindheit zu integrieren? Meine Lehrjahre in Deutschland stellen eine entscheidende Zäsur in meinem Leben dar. Zehn Jahre lang habe ich Urlaub genommen von der karibischen Seichtheit, euphemistisch Lebensfreude genannt. Wie ein moderner Bildungsreisender kam ich an, bereit, von einem dynamischen, modernen System zu lernen. Mit der Schokoladenseite Deutschlands ausgestattet, kam ich nach Puerto Rico zurück. Das war vor

gelnde Bescheidenheit. Wir sind ja nicht bereit zu akzeptieren, daß Puerto Rico ein Entwicklungsland ist. Mit ökonomischen und sozialen Strukturen aus den vierziger Jahren, mit einem stagnierenden politischen System haben wir den Anschluß an die Moderne weitgehend verpaßt. Die sich rapide verschlechternde Lebensqualität wird von der Mehrheit einfach nicht wahrgenommen. Für sie bedeutet Lebensqualität, Piepser und Handy zu besitzen – mittlerweile gehören sie zum guten Ton – und in einem Betonklotz mitten in einer Siedlung mit kontrolliertem Zugang zu wohnen. Das Einkaufsparadies muß möglichst nahe liegen, um dort das zu kaufen, was man nicht braucht, mit dem Geld, das man nicht hat. Abends flimmern im Fernsehen Unterhaltungssendungen auf primitivstem Niveau, voller Sexismus und Homophobie. Je geschmackloser die Sendung, um so höher die Einschaltquote. Die ökologische Misere scheint unaufhaltsam zu sein, denn Umweltschutz ist ein Fremdwort. Das Unvermögen, global zu denken, erschwert die notwendige Suche nach einer alternativen Lebensführung, ebenso der Blick zurück in eine verklarte Vergangenheit, mit der Bauernromantik und der idyllischen, unberührten Landschaft unserer Volkslieder. Die erzählen einem Publikum, das nie



Foto: AFBA

### Zehn Jahre Urlaub von der karibischen Seichtheit euphemistisch Lebensfreude genannt

fünf Jahren. Seitdem lebe ich bewußter das Leben eines Fremden im eigenen Land. Zum Bewußtsein des sexuellen Anderssein, das früher zwangsläufig zur Marginalisierung führte, gesellt sich jetzt der kulturelle Abgrund, der mich von meinen Landsleuten trennt. Kritik an der Lebensführung wird abgewiesen, der Kritiker als Nestbeschmutzer gebrandmarkt. Erschreckend und zugleich bedauerlich finde ich die man-

einen Ochsenkarren gesehen hat, singend vom vollkommenen Glück der Landarbeiter. Ich kenne die Schlager. Vor Jahren habe ich sie selber gesungen. Jetzt finde ich sie realitätsfremd und erlogen. Heute vermitteln sie mir lediglich ein Gefühl der Entfremdung meinem eigenen Land gegenüber. Vor fünf Jahren bin ich zurückgekehrt. Angekommen bin ich noch nicht.

Victor R. Castro

# Wir fördern keine „Eintagsfliegen“

## Interview mit Arnold Spitta vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD)

**D**er Deutsche Akademische Austauschdienst bezuschußt bestimmte Auslandsaufenthalte, andere wiederum nicht. Wovon hängt das ab?

Der DAAD hat ein breitgefächertes Programmangebot und wir können natürlich nur dort bezuschussen, wo vorher von der Leitung und den Gremien Programme festgelegt wurden. Im Februar dieses Jahres sind Angebote für Deutsche nach Übersee auch für *under-graduates*, also für Studierende, geöffnet worden. Allerdings erhalten diese im Gegensatz zu den Graduierten nur Teilstipendien. Wir wissen noch nicht, wie stark das Interesse an diesem neuen Programm ist.

*Ob der DAAD einen Auslandsaufenthalt fördert, hängt auch davon ab, an welche Universität in Lateinamerika man möchte. Welche Auswahlkriterien wenden Sie für Universitäten an?*

Wir bewerten in der Regel keine Universitäten, sondern Individuen, die einen Antrag stellen, um an einer gewissen Universität eine Fortbildung oder ein einjähriges Studium zu absolvieren. Wir haben einige Kriterien, die meist aus den Ländern selbst stammen, wie z.B. in Brasilien, wo es ein etabliertes und allgemein anerkanntes staatliches, durch Fachgutachter gestütztes Evaluierungssystem gibt. Dort können wir auf verlässliche Angaben zurückgreifen, dies heißt aber nicht, daß wir uns alleine auf die beste Kategorie beschränken. Im Rahmen von Kurzzeit-Dozenten deutscher Wissenschaftler könnte es gerade interessant sein, einen schwächeren Studiengang, zum Beispiel im ärmeren Nordosten Brasiliens, zu stützen. Eine Voraussetzung für den Erfolg einer solchen Kurzzeitdozentur wäre, daß der Gesamtantrag den Eindruck vermittelt, daß das Vorhaben keine „Eintagsfliege“ wird, sondern daß von ihm Impulse für weitere Maßnahmen ausgehen und daß ein Interesse vor Ort vorhanden ist. Wir bewerten hier die Qualität des einzelnen Antragstellers, berücksichtigen aber auch, ob ein bestimmter Postgraduierten-Studiengang Mindestvoraussetzungen erfüllt und ob eine

*Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) hat die Aufgabe, die Hochschulbeziehungen mit dem Ausland vor allem durch den Austausch von Studierenden, Graduierten und WissenschaftlerInnen zu fördern. Alex Bühler fragte Arnold Spitta, den Leiter des Südamerika-Referats des DAAD, wie er die gegenwärtige Situation der lateinamerikanischen Universitäten sehe und nach welchen Kriterien seine Institution den Austausch mit lateinamerikanischen Hochschulen fördere.*

Universität nach unseren Einschätzungen und Informationen ein sinnvolles Studienjahr anbieten kann bzw. das Studienvorhaben durchführbar ist. Wenn eine Privatuniversität praktisch keine Fulltime-Professoren beschäftigt und an der Universität keine promovierten Lehrkräfte tätig sind, halten wir das für bedenklich.

*Die Universitätslandschaft Lateinamerikas hat sich durch die neoliberale Umstrukturierung in den letzten Jahren radikal verändert. Wie beurteilen Sie diese Veränderungen?*

Dies ist sehr unterschiedlich in den einzelnen Ländern. In Chile z.B. geht nach meiner Ansicht die Entwicklung sehr stark hin zu einer weitgehenden Privatisierung des gesamten Hochschulbereichs, inclusive der Verabschiedung des Staates aus seiner Verantwortung in diesem Sektor (vgl. Beiträge in dieser Ausgabe). Diese Tendenz ist aber nicht auf andere Länder übertragbar. Die Hochschulreform in Argentinien etwa, die in sich – wie vieles in Argentinien – nicht unumstritten ist, zielt primär darauf ab, die Wettbewerbsfähigkeit und Qualität der staatlichen Hochschulen zu erhöhen. Studiengebühren sind zwar nicht ausgeschlossen, dürfen laut Gesetz aber alleine

zur Verbesserung der Qualität der Lehre und nicht zur Finanzierung des allgemeinen Haushalts verwendet werden.

*Worin sehen Sie den Hauptunterschied zwischen dem System von Forschung und Lehre in Deutschland und Lateinamerika?*

Zunächst muß man sagen, daß die deutsche, die Humboldt'sche, mittlerweile etwas angegratzte, Tradition von Forschung und Lehre in Lateinamerika keineswegs selbstverständlich war. Die Hochschulen waren in ihrer Gründungszeit zunächst reine Berufsausbildungsstätten für Juristen, Theologen, Mediziner und Ingenieure. Erst in einer späteren Phase kam die Forschung als wichtiges Element hinzu. Das hat zu einer sehr mühsamen Anpassung geführt, die eines der Handicaps der Universitäten in Lateinamerika ist. In einigen Ländern – etwa in Brasilien – ist der Prozeß, beides zu integrieren, durch entsprechende Fördermaßnahmen weit fortgeschritten. In anderen Ländern ist der Prozeß noch im Gang. Das ist sicherlich – historisch betrachtet – ein Unterschied. Ein zweiter besteht natürlich darin, daß in Lateinamerika durch die Krise der 80er Jahre, aber auch früherer Jahrzehnte, vielfach keine ausreichenden Finanzmittel für Forschung zur Verfügung stehen. Ein dritter Unterschied ist, daß die stärker auf die Lehre ausgerichteten Universitäten die Qualifikation ihrer Wissenschaftler zum Teil über Jahrzehnte haben leiden lassen. Häufig genug wirkten auch die politischen Umstände gegen die Universitäten und gegen die „Unruhe“, die die Universitäten ins Land brachten. Viele gut ausgebildete Leute oder aktive Studenten verließen ihre Länder, nicht selten gezwungenermaßen. Eine ganze Reihe von ihnen konnte sich im Ausland weiterqualifizieren. Sie können vielleicht jetzt nach ihrer Rückkehr in einer hoffentlich konsolidierteren Phase – auch in bezug auf die Meinungsfreiheit – neue Wirkungsmöglichkeiten finden und insofern mit ihrer Außenansicht positiv an den Hochschulen tätig sein.

*Das Gespräch führte Alex Bühler, die schriftliche Bearbeitung besorgte Britt Weyde.*

# Studienaufenthalte in Lateinamerika

## Wie kommt StudentIn hin? Wer finanziert sowas?

**G**ründe, nach Lateinamerika zu fahren, gibt es viele und StudentInnen, die dies gerne tun würden, sicherlich auch. Doch es ist meist ein langer Weg von diesem Wunsch bis hin zu seiner Umsetzung in die Praxis. Das liegt hauptsächlich daran, daß sich die Hürde des *wie* als besonders hoch herausstellt. Nur wenige deutsche Universitäten verfügen über Verbindungen und Kontakte zu lateinamerikanischen Unis, und der Gang zum Auslandsamt erweist sich oft als vergeblich. Um aber einer Resignation entgegenzuwirken, haben wir Bücher und Broschüren gewälzt und daraus die folgenden Informationen zu Studienaufenthalten in Lateinamerika zusammengefaßt. Wenn die Möglichkeiten auch begrenzt sind – es gibt sie, und sie bieten sicherlich eine sinnvolle Alternative sowohl zur hundertprozentigen Eigenorganisation wie auch zum Resignieren.

### 1. Gruppenprogramme

#### 1.1 Integriertes Auslandsstudium (IAS)

Das IAS soll deutschen StudentInnen in kleinen Gruppen ein ein- bis zweiseitiges Auslandsstudium im Rahmen von fachbezogenen Vereinbarungen zwischen zwei Hochschulen ermöglichen. Das Auslandsstudium muß von der Heimatuniversität voll anerkannt werden.

Vorzugsweise werden Programme im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften, der Biowissenschaften sowie Rechts- und Wirtschaftswissenschaften gefördert. In erster Linie an außereuropäischen Hochschulen mit gut ausgebautem Hochschulsystem. Die Initiative muß von einem Hochschullehrer oder einer Hochschullehrerin einer deutschen Uni oder Fachhochschule ausgehen.

**Leistungen:** Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) zahlt ein Teilstipendium sowie eine Reisekostenpauschale und übernimmt ggf. anfallende Studiengebühren.

**Bewerbungstermin und -ort:** 1. Juni des Vorjahres für IAS-Programme mit Laufzeitbeginn im darauffolgenden Frühjahr (Südhalbkugel). 1. Oktober des Vorjahres für IAS-Programme mit Laufzeitbeginn

im darauffolgenden Herbst. Anträge von HochschullehrerInnen sind dem DAAD, Ref. 316 vorzulegen. Nach Förderungszusage wird der Bewerbungstermin für die Studierenden bekanntgegeben.

**Nähere Auskünfte:** Akademische Auslandsämter oder DAAD, Ref. 316, Kennedyallee 50, 53175 Bonn

#### 1.2 Studienpraktika für Gruppen von Studierenden unter Leitung von HochschullehrerInnen

Ziel des Programmes ist, einen durch eine ausländische Partnerhochschule organisierten fachbezogenen Aufenthalt (Studienpraktikum) zu fördern. Zugleich soll es deutschen Hochschulen die Möglichkeit eröffnen, ausländische Gruppen von Studierenden zu einem fachbezogenen Praktikum einzuladen. Gegenseitigkeit ist angestrebt, aber nicht Bedingung. Ein Antrag kann nur von einer Hochschullehrerin oder einem Hochschullehrer gestellt werden.

**Gefördert werden:**

- von den Gasthochschulen organisierte Praktika in Unternehmen oder öffentlichen Einrichtungen,
- Fachkurse, Blockseminare (KEINE Sprachkurse), Workshops,
- wissenschaftliche Exkursionen,
- ein das fachbezogene Programm ergänzendes Informationsprogramm, bei dem es u.a. um die Begegnung mit den Studierenden der Gasthochschule geht.

**Größe der Gruppen:** Zwischen 5 und 20. Zusätzlich wird die Teilnahme einer wissenschaftlichen Lehrkraft gefördert.

**Förderungsdauer:** 7 bis 28 Tage

**Leistungen:**

- für Deutsche: Zuschuß zu den Flugkosten. Für Südamerika: 1000 DM, für Mittelamerika: 800 DM,
- für Ausländer (GUS, Mittelosteuropa, Südosteuropa, Dritte Welt): Tagessatz von 50 DM für den Aufenthalt am deutschen Hochschulort sowie Taschengeld von 50 DM pro Person und Woche,
- für Ausländer aus allen anderen Staaten: Tagessatz von 40 DM (inkl. An- und Abreisetag).

**Bewerbungstermine:** ein halbes Jahr vor Beginn und zum ersten jedes dritten Monats (1997/1998).

**Weitere Informationen:** DAAD, Ref. 213, Anschrift s.o.

### 2. Vermittlung berufsbezogener Fachpraktika:

**Kurzstipendien für Praktika im Rahmen von auslandsbezogenen Studiengängen.**

Ziel des Programmes ist, deutschen Studierenden ein zwei- bis dreimonatiges Fachpraktikum im Ausland zu ermöglichen. Das Auslandspraktikum muß als Pflichtpraktikum bzw. als vom Fachbereich dringend empfohlenes Auslandspraktikum anerkannt werden.

**Leistungen:** Teilstipendium (für Lateinamerika zwischen 1200 DM und 700 DM) zur Deckung der Lebenshaltungskosten und eine Reisekostenpauschale.

**Bewerbungstermine:** bis zum 1. Sept. für einen Praktikumsbeginn zwischen dem 1.1. und dem 30.6. des folgenden Jahres, bis zum 1. März für einen Praktikumsbeginn zwischen dem 1.7. und 31.12.

**Weitere Informationen:** die jeweiligen Fachbereiche, Akademische Auslandsämter oder DAAD, Ref. 425, Anschrift s.o.

### 3. Jahresstipendien

Die Jahresstipendien werden zum Studium an einer anerkannten Hochschule im Ausland vergeben und können in besonders begründeten Ausnahmefällen verlängert werden.

**Bewerbungsvoraussetzungen:** Die BewerberInnen müssen mindestens im 3. Fachsemester sein (Ausnahmen möglich). In Studiengängen mit Zwischenprüfung/Vordiplom müssen diese vor Stipendienantritt erfolgreich abgelegt worden sein.

**Bewerbungstermine für Lateinamerika:** bis zum 30.9.1997 und 31.3.1998 beim Akademischen Auslandsamt, Büro FachhochschulpräsidentIn/RektorIn.

**Weitere Informationen:** DAAD (Hg.): Studium, Forschung, Lehre im Ausland. Förderungsmöglichkeiten für Deutsche. Akademisches Jahr 1998/1999. Bonn 1997.

Burgwald/Zwingmann, Berufs- und Bildungschancen im Ausland, Würzburg 1997, Lexika Verlag, 58,- DM

*Britt Diegner*